Sebastian Kluge's
Lebensgeschichte,

von

Christ. Gotth. Salzmann,
Gründer der Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal.

Ein Buch für das Volk.

Aus dem Thüringer Boten besonders abgedruckt.

Stuttgart.
Hoffmann'sche Verlags-Buchhandlung.
1846.

Sebastian Kluge's
Lebensgeschichte,

von

Christ. Gotth. Salzmann,
Gründer der Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal.

Ein Buch für das Volk.

Aus dem Thüringer Boten besonders abgedruckt.

Stuttgart.
Hoffmann'sche Verlags-Buchhandlung.
1846.

Vor einiger Zeit lernte ich einen alten Mann kennen, der hieß Kluge. Von dem wußte das ganze Dorf, daß er in der Jugend vor der Thür sein Brod gesucht hatte, und nun hatte er nicht nur selbst sein reichliches Auskommen, sondern konnte auch vielen andern Leuten Gutes thun.

Ich fragte ihn: „Nachbar Kluge, sagt mir nur, wie Ihr es angefangen habt, daß Ihr jetzt in so guten Umständen seid, da es Euch doch in der Jugend so trübselig ging?“ Er lächelte, drückte mir freundschaftlich die Hand, und sagte: „Wenn Er zuhören will, so will ich Ihm alles erzählen.“

Mein Vater starb, da ich kaum dreizehn Jahr alt war, und meine Mutter konnte mich nicht ernähren, weil sie arm war, und, wie es mir vorkam, auch keine große Lust zur Arbeit hatte. Was that sie? sie schickte mich aus, daß ich gute Herzen um etwas ansprechen mußte, und wenn ich nun den Abend zurück kam, und brachte ein Säckchen voll Brod und etliche Groschen Geld mit, so machte sie uns ein gutes Abendessen. Das gefiel ihr und mir, denn sie brachte mit Faulenzen und Betteln mehr zusammen, als ich mit Arbeiten hätte verdienen können.

Kurz ich arbeitete gar nicht mehr, legte mich völlig auf die Bettelei, und würde ein ordentlicher Landstreicher ge-

worden sein, wenn es der liebe Gott nicht so gar wunderlich mit mir gefügt hätte.

Einmal kam ich in das Dorf Hailberg und hörte, daß der gnädige Herr seinen Geburtstag feierte. Halt! dachte ich, hier ist etwas zu fischen. Ich machte mich also auf, schlich mich auf das Schloß, ging geradezu in das Zimmer, wo geschmauset wurde, und trat vor den Tisch, wo viele vornehme Leute zusammen waren. Nun fing ich an mich recht jämmerlich anzustellen, und bat, daß sich die Herren und Damen doch eines armen vater- und mutterlosen Waisen erbarmen möchten. Einige griffen schon in die Tasche, und wollten etwas herausholen, da winkte aber der gnädige Herr mit der Hand, daß sie es sollten sein lassen, befahl dem Bedienten, daß er mich in die Gesindestube führen, mir Essen und Trinken reichen, und mich bis nach der Mahlzeit warten lassen sollte.

Das geschahe nun, ich ließ mir mein Stück Braten und Kuchen, und mein Glas Wein gut schmecken, und freute mich schon auf die Gulden und halben Gulden, die nach der Mahlzeit in meinen Bettelsack fallen würden. Aber ich betrog mich. Nach einer halben Stunde trat der gnädige Herr in die Stube, sah mir recht fest in die Augen, und fragte: „Höre mein Sohn, warum bettelst du?“

Ich hatte die Bettelsprache schon so in meiner Gewalt daß ich ihm meinen Zustand recht jämmerlich beschreiben konnte. Er aber schüttelte den Kopf und fragte: „Bist du denn nicht ein Mensch wie andere? willst du denn auf der Erde leben, und keinen Theil daran haben? kein Haus, keinen Garten einmal besitzen? kein eignes Bette, auf dem du ruhen und sterben kannst? Willst du denn immer ein so elender Mensch bleiben, vor dem man Fenster und Thü-

ren zuschlägt, wenn man ihn von ferne erblickt?“ Kurz der Herr machte mich so weichmüthig, daß mir die hellen Thränen zu den Augen heraus liefen.

„Was soll ich denn thun?“ antwortete ich, „ich habe ja keinen Heller Geld, von dem ich mir ein Haus oder einen Garten kaufen könnte.“

„Wie alt bist du?“ fragte er mich weiter, und da ich ihm sagte, ich gehe in mein vierzehntes Jahr, so lächelte er und sagte: „Auf diese Art hast du ja wenigstens noch fünfzig Jahre zu leben. Wenn du diese fünfzig Jahre gut anwendest, wie vieles wirst du da lernen und zu Stande bringen können! Wer in der Welt fortkommen will, muß vor allen Dingen seine Zeit recht gut anwenden. Wist du das thun?“

„Ich weiß nicht, wie ich das machen soll,“ antwortete ich.

„Gut,“ sagte er, „so will ich es dich lehren. Ich feiere heute meinen Geburtstag, da möchte ich gern ein gutes Werk thun.“

Er schickte mich darauf in das Wirthshaus, und sagte, ich solle den andern Tag wieder kommen.

Da ich kam, war ein Bauer bei ihm, zu dem sagte er, da ich in die Stube trat: „das ist er.“

Darauf sagte er zu mir: „Nun Kluge, wenn du Lust hast, deine Zeit gut anzuwenden, so will ich dich zu diesem ehrlichen Manne thun. Mit dem habe ich schon alles überlegt, wie du deine Zeit eintheilen und anwenden sollst. Folgst du mir nun, so wird es gewiß dein Schade nicht sein. Folgst du mir aber nicht, so kann ich dir auch nicht helfen, du wirst nicht nur bei mir keinen Bissen Brod wieder bekommen, sondern ich werde es auch im ganzen Dorfe bekannt machen, daß, so bald du dich wieder hier blicken

läßt, du sogleich fortgejagt wirst.“ Da nahm mich nun der Bauer mit in sein Haus. Ich war kaum hineingetreten, so sagte er: „Diesen Vormittag gehe hinaus und suche Disteln!“ Da ich zwei Körbe voll gebracht hatte, gab er mir einen Teller voll Suppe und ein Stück Brod und sagte: „Diesen Nachmittag sollst du ein Stück in meinem Garten graben.“

Das wollte mir nun nicht schmecken. Sobald ich eine Stunde gegraben hatte, so hatte ich Blutblasen in der Hand. Ich stellte also das Grabscheid hin, legte den Kopf darauf und weinte. Aber mein neuer Herr, der mir durch das Fenster zugesehen hatte, kam sogleich herunter und sagte: „Junge, was machst du da? ich glaube du willst deine Zeit mit Faulenzen zubringen? arbeite fort, oder ich gehe sogleich zu dem gnädigen Herrn und zeige es an!“ Da mußte ich halt mein Grabscheid wieder nehmen und fortarbeiten.

Mit genauer Noth ward ich fertig. Sobald ich aber fertig war, kam auch mein Herr und brachte mir einen halben Käse, ein Stück Brod und ein Maas Bier. Das schmeckte mir nun freilich besser, als mein Bettelbrod. Da ich meine Mahlzeit zu mir genommen hatte, legte ich mich mit dem Kopfe auf den Tisch und wollte schlafen. Sobald dieß aber mein Herr merkte, fuhr er mich an, und sagte: „Ich glaube wohl gar, du willst schlafen? weißt du nicht, daß es noch zwei Stunden Zeit zur Arbeit ist? hast du nicht dem gnädigen Herrn versprechen müssen, du wolltest deine Zeit recht gut anwenden? Da sind Linsen, die ich morgen will kochen lassen, da lies die Sämerei heraus!“

So mußte ich Linsen lesen, bis die Glocke zehn schlug, dann durfte ich mich niederlegen und schlafen. Kaum

grauete aber der Himmel, so war mein Herr schon wieder da, weckte mich und sagte: „Auf, der Tag bricht an! die Morgenstunde hat Gold im Munde!“ Das wollte mir nun gar nicht gefallen. Ich warf mich hin und her, rieb die Augen, sagte es wäre noch zu früh — das half aber alles nichts, ich mußte heraus, erst Holz spalten, hernach wieder Disteln zusammen tragen.

Da ich eben meinen Korb mit Disteln voll machen wollte, hörte ich hinter mir eine Stimme, die rief: „Guten Morgen, Kluge! ist's nicht wahr, es ist besser, wenn man seine Zeit gut anwendet, als wenn man sie immer mit Faulenzen zubringt?“ Ich sahe mich um — da stand der gnädige Herr da. „Ach!“ sagte ich, „gnädiger Herr! das halte ich nicht aus; vom Morgen bis in die Nacht muß ich arbeiten wie ein Pferd.“

„Ei dafür hilft nichts,“ sagte er. „Ich habe dir einmal gesagt, du solltest deine Zeit gut anwenden.“

„Ich wollte gern arbeiten,“ war meine Antwort, „aber mein Herr gibt mir zu saure Arbeit. Meine Hände thun mir noch immer weh von dem gestrigen Graben.“

„Das laß du immer sein,“ sagte der gnädige Herr, „wenn erst etliche Monate vorbei sind, so wollen wir weiter reden.“ Ich mußte hernach mit ihm nach Hause gehen, mich ganz ausziehen, mich in dem Bache baden, der durch seinen Garten floß, dann ließ er mir durch seinen Bedienten einige Hemden und neue Kleidung geben, die ich anlegen mußte.

So wußte er mich so kirre zu machen, daß ich mich an die Arbeit gewöhnte, und nicht vergnügter war, als wenn ich recht viel zu thun hatte. Nach etlichen Monaten besuchte er mich auch, da ich eben die Hacke in der Hand

hatte, und den Garten meines Herrn von Unkraut rein machte. „Wie geht's, Kluge," sagte er, „wird dir die Arbeit noch sauer?"

„Ach nein, gnädiger Herr," sagte ich, „jetzt ist mir nun alles nur ein Spas. Sonst war mir die Hacke und das Grabscheid so schwer, jetzt spiele ich nur damit. Ich kann noch einmal so viel graben und hacken als sonst."

„Da siehst du, Kluge," fuhr er fort, „daß es gut ist, wenn man seine Zeit gut anwendet. In den wenigen Monaten, die du so gut benutzet hast, hast du schon viel erworben! Nun hast du Lust zur Arbeit, nun hast du Mark in die Knochen bekommen, hast ein Paar starke Arme, was wirst du damit in deinem Leben nicht ausrichten können?"

Ich lächelte, und zeigte ihm den Garten meines Herrn! „Sehn Sie!" sagte ich, „den habe ich ganz allein bearbeitet! alle die Kartoffeln, die Gurken, den Wirsing, Blaukohl und Kohlrabi, die Bohnen, alles was hier wächst, das habe ich gepflanzt. Ich habe allemal eine gewaltige Freude, wenn ich in den Garten komme, und sehe die vielen und schönen Gewächse, die ich gebauet habe."

„Das glaube ich wohl," sagte er: „Es gibt für den Menschen keine größere Freude, als wenn er recht viel Gutes übersehen kann, das durch ihn da ist. Aber — wer diese Freude haben will, der muß auch seine Zeit recht gut anwenden. Wenn du nun jetzt schon so viel Freude hast über das, was du in einem fremden Garten pflanztest, wie wirst du dich erst freuen, wenn du dir selbst einen Garten erworben, und so viele Gewächse in demselben gebauet hast."

Unterdessen, daß er so mit mir sprach, packte ich das Gras und die Blätter zusammen, die ich im Garten ge-

sammelt hatte, und trug sie in den Hof, um das Vieh damit zu füttern. Der Herr ging mit mir. Sobald ich in den Hof kam, entstand überall ein Lärmen. Die Gänse gackerten mir entgegen, die Ziege blökte und die Schweine grunzten, und wollten die Stallthür aufbrechen. „Wart! Wart!“ sagte ich, „ihr sollt gleich euer Mittagsbrod bekommen. Nur muß eins auf das andere warten.“ Darauf gab ich erst der Ziege einen Arm voll Gras, dann holte ich das übrige zusammen, und fütterte die Schweine und Gänse damit.

Der gnädige Herr sah mir immer zu, und lachte, daß ihm der Bauch schütterte, wenn ich mit den Thieren discurirte. Hernach sagte er: „He! hast du es nicht besser, als da du noch mit dem Bettelsack liefst? Sonst mußtest du allenthalben um ein Stück Brod betteln, jetzt brauchst du Niemanden um Brod anzusprechen, und kannst auch noch so viele Thiere ernähren.“ Darauf klopfte er mir auf die Achseln und sprach: „fahre ferner fort, lieber Kluge, deine Zeit gut anzuwenden, so wirst du künftig nicht nur noch mehrere Thiere ernähren können, sondern auch der Versorger von vielen Menschen werden. Jetzt gackern die Gänse, blöket die Ziege, grunzen die Schweine, wenn du in den Hof trittst. Künftig werden Menschen ihre Freude haben, wenn sie dich erblicken.“

Nun ging er fort, und wischte mit dem Schnupftuche an den Augen, als wenn er weinte.

Mir ging die Rede durch Mark und Bein. Ich verstands eigentlich nicht, was er damit haben wollte, ich konnte es nicht begreifen, wie so ein armer Junge, wie ich damals war, Menschen versorgen sollte, aber ich nahms doch zu Herzen. Hatte ich sonst das Vieh gerne gefüttert,

o that ich es jetzt noch zehnmal lieber und bildete mir ordentlich etwas darauf ein, daß ich so viele Thiere ernähren konnte. Ich sann auch jetzt Tag und Nacht darauf, wie ich jede Stunde so gut als möglich anwenden wollte.

Es war mein Schade nicht, denn mein Herr bekam mich immer lieber. In den ersten Monaten mußte ich bei ihm um's liebe Brod dienen, da das neue Jahr herbei kam, versprach er mir jährlich sechs Gulden Lohn.

Einmal ging ich in die Kirche, da predigte der Herr Pfarrer von der christlichen Sonntagsfeier. Gegen das Ende der Predigt sagte er: „Meine lieben Freunde! ihr glaubt, wenn ihr in der Kirche gewesen wäret, und hernach müssig ginget, so hättet ihr den Sonntag recht gut gefeiert. Das ist aber keine christliche Sonntagsfeier. Unser lieber Heiland machte es ganz anders. Der war auch am Sabbathtage geschäftig, er lehrte und predigte, und machte Kranke gesund. Nun will ich damit nicht sagen, daß ihr, wenn es die Noth nicht erfordert, schwere Arbeiten übernehmen sollt, aber es gibt ja allerlei kleine Geschäfte, die ihr am Sonntage verrichten, und dabei ausruhen könnt. Könnt ihr nicht eine Einrichtung machen, wie ihr die Woche über eure Geschäfte treiben wollt? könnt ihr nicht die Rechnung über eure Einnahme und Ausgabe verfertigen? könnt ihr nicht in einem guten Buche lesen? könnt ihr nicht euern Kindern Unterricht geben? könnt ihr nicht auf das Feld gehen, und unsers lieben Gottes Werke betrachten? Ach ihr könnt's! ihr könnt's! wenn ihr nur wollt. Bedenkt nur, unser Leben währet siebenzig Jahr, wenn's hoch kommt, so sind's achtzig Jahr, nun machen die Sonntage gerade den siebenten Theil von unserer Lebenszeit aus. Wenn ihr den Sonntag nun mit Müssiggehen zubringt, so

gehen ja zehn Jahre, von eurem Leben, verloren! zehn Jahre von eurem kurzen Leben gehen verloren! bedenkt es doch, lieben Freunde, und faßt mit mir den Entschluß:

O daß von meinen Lebenstagen
Doch keiner ganz verloren sei!
Verlorne Stunden, ach, sie nagen
Zu spät das Herz mit Gram und Reu,
Und den verlornen Augenblick
Bringt kein Gebet, kein Flehn zurück.

Tausend! fiel mir die Predigt auf das Herz! Bisher war ich den Sonntag über mehrentheils müssig gegangen, und es war mir noch gar nicht eingefallen, daß ich den Sonntag, außer der Kirche, auch noch gut anwenden könnte. Ich sahe nach dem Stuhle des gnädigen Herrn hin. Dieser mochte mich aber wohl, die ganze Predigt hindurch, nicht aus den Augen verloren haben. Sobald ich nach ihm blickte, winkte er mir mit dem Kopfe zu und hob den Finger in die Höhe, als wenn er sagen wollte: merk's Kluge!

Vom Kirchengebete hörte ich kein Wort, denn ich dachte nun an nichts weiter, als: wie ich den Sonntag recht gut anwenden wollte.

Jetzt fiel es mir ein. Halt! dachte ich, das willst du thun. Da der Herr Schulmeister zum Ausgange spielte, und alle Leute aus der Kirche gingen, blieb ich zurück, und schlich mich auf's Chor. Sobald der Herr Schulmeister mit Spielen fertig war, sagte ich zu ihm: „lieber Herr Schulmeister! ich möchte gern nach unsers Herrn Pfarrers Predigt thun, und dazu könnte Er mir behülflich sein. Will Er denn nicht so gut sein, und mir alle Sonntage eine Vorschrift leihen, und ein Rechenexempel aufgeben, ich möchte mich gern nach der Kirche im Rechnen und Schreiben üben.

„Närrchen," sagte der Schulmeister, „warum hast du mir denn dieß nicht eher gesagt?"

Ich mußte sogleich mit ihm nach Hause gehen, er gab mir eine Vorschrift und ein Rechenexempel. Ich übte mich daran im Schreiben und Rechnen, brachte ihm am nächsten Sonntage meine Arbeit, er sahe sie durch, und gab mir wieder etwas neues auf.

Es währte nicht lange, so schrieb ich eine so schöne Hand, und rechnete so gut, wie man es nur von einem Bauersmanne verlangen kann.

Einmal saß ich auch und machte eine Rechnung, da kam der gnädige Herr, sahe sie durch, und hatte eine gewaltige Freude darüber: „Nun," sagte er, „denke an mich, was dir es einmal helfen wird, wenn du größer bist, daß du die Sonntage so gut angewendet hast! Da will ich dir noch etwas geben, das du des Sonntags nach beiden Kirchen recht wohl benutzen kannst."

Hier holte er aus seiner Tasche ein Buch, das den Titel hatte: Land und Gartenschatz. Darin las ich nun alle Sonntage und lernte erstaunlich viel daraus.

In dem Buche wird nun fast von allen Arten Getreide, Gemüse und Obstbäumen gehandelt und angegeben, wie man sie säen, pflanzen und behandeln soll. Was war das für eine Freude für mich. Auf meinem Dorfe säete man nichts als Roggen, Weizen, Gerste und Hafer aus. Wenn das Land zwei Jahre getragen hatte, so ließ man es Brache liegen, und, wenn es weder Roggen, noch Weizen, noch Gerste, noch Hafer tragen wollte, so wußte man nicht, was man damit anfangen sollte, und ließ es gar unbenützt liegen. So lagen in unserer Flur wohl 200 Aecker, auf denen dürres Gras wuchs, die weder Menschen noch Vieh

nützten. In dem Gartenschatze wird nun aber gezeigt, wie man das Land Jahr aus Jahr ein benützen kann, ohne Brache zu halten, es werden Vortheile angegeben, wie noch gar viele andere Gewächse können gebauet werden, und was das allerartigste ist, es wird bewiesen, daß man alles Land, es habe Namen wie es wolle, benutzen könne.

Wer war froher als ich, da ich das Buch in die Hände bekam! Sobald ich aus der Nachmittagskirche kam, saß ich drüber. Wenn ich hernach ein Stück gelesen hatte, so ging ich in's Feld. Sonst sah ich die Aecker an, wie die Kuh das neue Thor. Jetzt war es aber, wie wenn mir der Staar gestochen wäre. Immer bei dem zehnten oder zwanzigsten Acker blieb ich stehen und untersuchte, was er für einen Boden hätte, dann hatte ich die Mode an mir, daß ich vor so einem Acker stehen blieb, den Finger über die Nase legte, und nachdachte, was wohl auf demselben am besten fortkommen möchte.

Hätte ich dazumal Land gehabt, ich hätte, so wahr ich ehrlich bin, gleich angefangen, es so zu bearbeiten, wie es im Land- und Gartenschatze beschrieben ist. Das hatte ich aber nicht, und mußte es also bleiben lassen.

Unterdessen gab ich meinem Herrn die besten Wörtchen, daß er mich doch seinen Acker so möchte bearbeiten lassen. Er wollte lange nicht dran, meinte, es wären Neuerungen, wenn er etwas in die Brache säete, so würde es ihm abgehütet, und was er noch alles einwendete. Endlich meinte er, der gnädige Herr sollte den Ausspruch thun.

Das war ich denn zufrieden und wir gingen mit einander auf das Schloß, um unsern Streit dem gnädigen Herrn vorzutragen. Er hatte eine herzliche Freude drüber, zupfte mich bei den Ohren und sagte, „nun wirst du wohl

merken, daß nichts so großen Nutzen bringt, als die gute Anwendung der Zeit. Aber ich muß dir doch etwas sagen, Kluge," fuhr er fort, „merk' auf! Mit den Neuerungen ist es gar eine hübsche Sache, aber man muß sie nicht gleich alle auf einmal einführen wollen. Nicht alles, was neu ist, ist deßwegen auch gut. Das gilt auch von den Neuerungen im Ackerbau. Es schreibt mancher davon, wie der Blinde von der Farbe, und was er schreibt, ist Wind. Hernach kommt ja auch nicht alles gut fort in der andern Gegend, was in der einen gedeihet. Der Boden um Erfurt ist ganz anders als der Boden um Gotha, und dieser wieder anders, als der bei Suhl. Wenn nun einer alles im Gotha'schen anbauen wollte, was um Erfurt gut geräth, so würde er einen großen Aufwand und am Ende — nichts als Schaden davon haben. Ich habe Edelleute und Bauern gekannt, die darüber verarmten, daß sie alles nachthaten, was in Büchern geschrieben wurde. Du willst doch deinen Herrn nicht auch zum armen Manne machen? Mein Rath, den ich dir gebe, ist dieser: probire es erst im Kleinen mit einer Art von Gewächsen, und wenn diese gut thut, so gehe im folgenden Jahre weiter, so ist doch der Schade nicht zu groß, wenn der Versuch mißlingen sollte. Wenn du jetzt die Freiheit hättest, deines Herrn Acker zu besäen und zu bepflanzen, womit du wolltest, was würdest du wohl zuerst darauf bringen?"

„Spanischen Klee!" war meine Antwort.

„Nun," sagte der gnädige Herr zu meinem Herrn, „so laßt ihn in Gottes Namen spanischen Klee ansäen, aber auf nicht mehr, als auf einen Viertel Acker. Man muß alles erst im Kleinen versuchen. Den Samen will ich

Euch dazu schenken, und abgehütet soll er Euch nicht werden, darauf könnt Ihr Euch verlassen."

Ich sprang nach Hause so vergnügt, als wenn der spanische Klee schon da stünde.

Da die Zeit zur Aussaat der Gerste kam, suchte ich ein recht gutes Vierteläckerchen aus, und säete auf die Gerste Kleesamen, gerade so, wie es der Gartenschatz beschrieben hatte.

Der Klee wuchs, daß Menschenaugen ihre Freude dran sahen, und im Herbste kriegten wir ein so gutes Futterstroh von diesem Vierteläckerchen, daß ich die Schafe immer Sonntags damit traktirte.

Aber das folgende Jahr war die Lust noch größer. Der Klee stand da, wie ein Wald, und mein Herr bekam davon mehr Fütterung, als von seiner besten Wiese. „Kluge," sagte er, „du bist doch nicht auf den Kopf gefallen. Willst du dies Jahr nicht wieder etwas Neues versuchen?"

„Ja," sagte ich, „wir wollen einmal ein Achtelchen mit Rüben besäen." „Gut," sagte er, „es gilt schon."

Ich machte also das Achtelchen zurechte, und die Rüben gingen auf, mir nichts, dir nichts. Ich ließ mir aber auch dabei keine Mühe verdrüßen. So oft ich ein müßig Stündchen hatte, lief ich nach dem Rübenlande, reinigte es vom Unkraute, und hackte die Rüben da aus, wo sie zu dicke standen.

Einmal traf mich ein junger Bursch über dieser Arbeit an, und fragte: „Was machst du denn da, Kluge?" „Da jäte ich Rüben," antwortete ich. „Bist du nicht ein Narr," sagte er, „daß du es dir für andere Leute so sauer werden läßt. Du arbeitest, daß dir das Blut unter den Händen hervorspringen möchte, und dein Herr hat den Vortheil

davon. Das ließe ich wohl bleiben, wenn ich an deiner Stelle wäre."

„Närrchen!" sagte ich, „ich arbeite eigentlich für mich. Mein Herr bekommt die Rüben, das beste aber fällt für mich. Indem ich den Rübenacker bearbeite, gewöhne ich mich zur Arbeit, und lerne, wie man Rüben mit Vortheil bauen kann. Ich denke, das soll mir einmal viel helfen, wenn ich meine eigene Wirthschaft bekomme." Er lachte und ging fort.

Ich meinte aber, daß es gut eingetroffen ist. So bauete ich, von einem Jahre zum andern, immer mehrere Gewächse an, und mein Herr stand sich so wohl dabei, daß er immer mehr Vieh anschaffen konnte. Im ersten Jahre, da ich bei ihm diente, hatte er vier Stück Rindvieh und zwanzig Schafe, im zehnten acht Stück Rindvieh und dreißig Schafe.

Wenn ich nun das Vieh alles vor mir sah, so fiel mir immer dabei ein: was der Mensch thut, so benutze er nur seine Zeit gut, die ist das beste Kapital.

Unter der Zeit wurde ich nun immer größer und größer, und lernte immer besser meine Zeit benützen. Wenn im Winter andere Bursche hinter dem Ofen lagen und schliefen, so saß ich und nahm bald dieses bald jenes vor, das mir Nutzen verschaffte. Wenn ich weiter nichts zu thun wußte, so las ich wenigstens in einem guten Buche, das ich bald vom gnädigen Herrn, bald vom Herrn Pfarrer, geborgt bekam.

Einmal legten die jungen Bursche im Dorfe auf die Kirchweihe zu einem Tanze zusammen, und baten mich, daß ich auch beitreten sollte. Da wußte ich nun wirklich nicht, was ich dazu angeben sollte. Thust du es, dachte

ich, oder thust du es nicht? Was hatte ich zu thun? Ich fragte den gnädigen Herrn um Rath.

Der meinte nun: ein Tänzchen in Ehren, kann Niemand verwehren. Wenn es bei dem Tanzen sonst fein ehrbar zuginge, so wäre es sehr gut; junge Leute müßten auch bisweilen ihre Lust und ihr Vergnügen haben. Man könne auch bei dem Tanzen viel lernen; könne nämlich lernen sich in seiner Lustigkeit mäßigen. Man müsse sich nur nicht zu stark erhitzen, und nicht gegen das Weibsvolk sich garstig betragen.

Das nahm ich nun zwischen die Ohren, und habe in meinem Leben manchen lustigen Tanz mitgemacht, an den ich immer vier Wochen lang hernach mit Vergnügeu gedachte. Wenn andere von Verstande sich tranken, so nahm ich mein Kännchen Bier zu mir, und behielt meine fünf Sinne; andere tanzten sich manchmal um ihre Gesundheit, mir war der Tanz gesünder als Arznei; Späßchen machte ich gern, aber doch konnte ich alle meine Späßchen vor Gott und der vernünftigen Welt verantworten.

Bis jetzt ging es ganz gut, ich wurde alle Tage geschickter, lernte mehr, sammelte mir auch etliche Gulden Geld, und war dabei so vergnügt, wohl noch vergnügter, als der große Mogul. Aber nun kam ein Pünktchen, das ich in meinem Leben nicht vergessen werde. Es stand mit mir dazumal, wie man eine Hand umwendet, denn um ein Haar wäre ich wieder bis zum Bettelstabe gewesen, von dem mich der gnädige Herr mit so vieler Mühe weggebracht hatte. Sollte man wohl meinen, daß ein vernünftiger Mensch solche alberne Streiche machen könnte? ich gewöhnte mich an's Kartenspiel. Etliche junge Bursche

hatten mich in die Schenke, hatten mich zur Karte gelockt, ich probirte es, gewann ein paarmal etliche Groschen, und nun war ich so begierig auf die Karte, daß ich ohne sie nicht leben konnte. Er mag es mir glauben oder nicht, wo ich ging und stand, hatte ich nichts als die Karte im Kopfe. Sonst überlegte ich immer, wie man am besten Erlen, Spanischen und Lucernerklee und dergleichen anbauen könnte; jetzt sann ich auf nichts, als wie ich am besten mit meinen Karten des andern seine abstechen könnte.

Des Sonntags gab ich nicht mehr auf die Predigt Achtung, sondern hatte meine Gedanken in der Karte, und, sobald die Nachmittagskirche aus war, lief ich nach der Schenke an den Spieltisch, und hielt da oft bis nach Mitternacht an. Da ging nun alles mit mir den Krebsgang, mein Bischen Lohn verspielte ich, gewann ich auch zu manchen Zeiten etwas, so vertrank ich es wieder, mitunter kriegte ich auch Zank. Stand ich den andern Morgen auf, so war mir der Kopf wüste, und die Arbeit wollte nicht schmecken, kurz ich war auf dem Wege ein liederlicher Kerl zu werden, und wäre es gewiß geworden, wenn nicht der gnädige Herr sich wieder meiner angenommen hätte. Der liebe Gott gebe ihm dafür eine fröhliche Stunde in der Ewigkeit!

Einmal saß ich auch hinter der Karte, hatte ein Solo in Schellen, und war so glücklich, daß ich alle Stiche machte! „Matsch!“ sagte ich, und strich begierig alles Geld ein, das mir die übrigen Spieler zahlen mußten.

Auf einmal hörte ich hinter mir eine Stimme, die sprach: „guten Abend, Kluge!“ ich drehte mich um — alle Hader, wie erschrak ich — der gnädige Herr stand hinter mir.

„Nun!“ sagte er, „du wendest ja deine Zeit recht gut an! da verdienst du ja mit einem einzigen Matsch mehr Geld, als ein anderer den ganzen Tag mit Hacken und Graben. Und wenn du einmal ein alter Mann wirst, so hast du die Freude, daß du deinen Kindern erzählen kannst, wie viele Solo du gewonnen, und wie vielmal du Matsch gemacht hast. Tausend, wird das nicht eine Freude sein! das klingt wohl besser, als wenn ein anderer einfältiger Mann seinen Kindern die Bäume zeigt, die er gepflanzt hat, und sagt: seht, Kinder! hier war sonst ein wüster Platz, und nun stehen hier die schönen Bäume, die ich gepflanzt habe! Gute Nacht, Kluge!“

So ging er zur Thür hinaus. Ich saß da, als wenn mich der Donner gerührt hätte.

„Kluge,“ sagten die andern, „du gibst Karte!“ Ich hörte und sah nicht mehr.

„Kluge,“ sagte mein Nachbar, und stieß mich in die Seite, „zum Henker, mach doch hin und gib Karte! es hat ja schon zehn geschlagen.“

Was hatte ich zu thun? ich warf die Karte auf den Tisch und sagte: „hole der Guckuck euer Kartenspiel!“ und nun gings zur Thür hinaus, immer dem gnädigen Herrn nach.

„Gnädiger Herr!“ rief ich, „gnädiger Herr! gnädiger Herr!“ antwortete mir aber der Ofen, so antwortete er mir. Das half aber nichts; ich rief immer stärker, und da es nichts helfen wollte, fing ich an, wie ein kleines Kind zu heulen. Da drehte sich endlich der Herr von Heilberg um und sagte: „Kluge, ich sage dir, du gehst den Augenblick fort!“

„Ich gehe nicht, gnädiger Herr,“ sagte ich.

„Und wenn du nicht sogleich gehst," sagte er, „so — so schlage ich drein."

„In Gottes Namen!" war meine Antwort, „schlagen Sie mich, daß ich vor Ihnen niederfalle, nur vergeben Sie es mir, daß ich einen so dummen Streich gemacht habe"

Da blieb er endlich stehen, sahe mich an und sagte: „glaubst du es denn wirklich, daß du einen dummen Streich gemacht hast?" Da ich nun dabei blieb, so mußte ich mit ihm auf das Schloß gehen.

Da hatte ich eine warme Stunde. Er setzte sich in seinen Großvaterstuhl, sah mich ernsthaft an, hernach fragte er: „Nun Kluge, sag' mir doch, was hast du denn in der Zeit, da du die Karte spieltest, zu Stande gebracht? Nenne mir doch die Menschen, die du durch dein Spielen glücklich machtest!"

Ich schwieg, und die Thränen rollten mir über die Backen.

„Wenn du in der Zeit, die du mit Spielen zubrachtest, ein gutes Buch gelesen hättest — was hättest du lernen können!"

Ich heulte immer stärker, endlich sagte ich: „ich will es nicht wieder thun. Aber darf man denn gar nicht in der Karte spielen?"

„Ei," sagte der gnädige Herr von Heilberg, „ich bin der Mann gar nicht, der geradezu alles Kartenspiel zur Sünde macht. Wenn bisweilen eine Gesellschaft zusammen ist, die nicht weiß, was sie sprechen und vornehmen soll, so habe ich nichts dagegen, wenn sie sich ein paar Stunden die Zeit mit der Karte vertreibt, ob ich gleich glaube, daß man noch immer etwas nützlicheres thun könnte. So ein

Mensch, wie du bist, darf aber keine Karte wieder anrühren, weil du dich schon so daran gewöhnt hast, daß du es beinahe nicht mehr lassen kannst. Wenn du nicht von der Stunde an die Karte ganz und gar liegen läßt, so wirst du ja ein Erzspieler, und bringst dich um alles Gute, das du durch gute Anwendung deiner Zeit hättest stiften können."

„Was soll ich denn aber," fragte ich, „Sonntags Nachmittags und Abends vornehmen? was soll ich denn thun, wenn ich bisweilen auf einen Ehrentag gebeten werde?"

„Siehst du," sagte der gnädige Herr, „daß dir die Karte schon das Gehirn verschoben hat? wie hast du denn sonst die Sonntage hingebracht, ehe du die Karte kennen lerntest? Hast du nicht geschrieben und gerechnet? hast du nicht in einem guten Buche gelesen? kannst du das nicht noch jetzt? Und wenn du bisweilen auf einem Ehrentage bist, so will ich dir einen guten Rath geben, wie du deine Zeit recht gut anwenden kannst. Such dir doch Jemanden aus, der nicht spielt, sprich mit ihm! da wirst du immer etwas lernen, oder andere etwas lehren können."

Ich ging fort, und versprach alles zu befolgen.

Nun kam der liebe Sonntag wieder, da wußte ich auf keiner Stelle zu bleiben. Da die Nachmittagskirche aus war, so war es, als wenn mich Jemand bei den Haaren nach der Schenke zu zöge. Ich faßte mir aber doch ein Herz, nahm meinen Hut und lief nach dem Felde zu. Zum Unglücke mußte ich vor der Schenke vorbei. So wie mich die jungen Bursche erblickten, fielen sie alle an's Fenster und riefen: „Kluge! wo hinaus? willst du nicht herein kommen?" sagte der eine, „es fehlt uns noch der vierte Mann. Kennst du den nicht mehr," der andere, und zeigte mir den Eichelober.

Sobald ich den Eichelober erblickte, so ging es mir durch Mark und Bein, und ich war nicht im Stande, von der Stelle zu gehen. Ich blinzelte nach dem Blatte hin, und dachte bei mir selbst, ein halb Stündchen möchtest du doch wohl hinein gehen! Schon hatte ich den einen Fuß aufgehoben, und wollte die Schenktreppe hinauf steigen, da hörte ich etwas rasseln. Ich sah mich um — da kam der gnädige Herr gefahren. Wer da am geschwindesten lief, das war Kluge. „Gott behüte euch!" rief ich den jungen Burschen zu, und sprang fort, wie wenn mir der Kopf brennte.

So wie ich in's freie Feld kam, ging es gleich besser. Ich stand auf einem Hügel, von dem ich ein großes Stück übersehen konnte, Wiesen, Aecker und einen Bach, der unter Weiden- und Erlenbäumen hinrauschte. Das war gar ein herrlicher Anblick, ich labte mich recht daran, und dachte, hier ist's doch hübscher, als hinter der Karte.

Da ich so am besten saß, und meine Gedanken drüber hatte, wie der liebe Gott doch Alles so gut uud artig in der Welt gemacht habe, sah ich einen Mann mit starken Schritten über die Straße herkommen. Nun war es sonst meine Art eben gar nicht, daß ich mich mit den Leuten viel in's Gespräch einließ. Wenn sie mir begegneten, so bot ich ihnen einen guten Morgen oder einen guten Tag, und damit war's gut. Jetzt dachte ich aber, du willst es doch probiren, und den Mann anreden. Vielleicht kannst du etwas von ihm lernen. Ich machte mich also vom Hügel herunter, stellte mich in die Straße, so, daß er an mir vorbei mußte, hernach, da er zu mir kam, sagte ich: „guten Tag, Landsmann! wo geht sein Weg hin?"

„Immer nach Braunschweig zu," sagte er, ging fort, und ließ sich in seinem Schritte nicht irre machen.

„Darf ich ihm nicht ein Fleck Gesellschaft leisten?" fragte ich.

„Warum das nicht," war seine Antwort, „wenn Ihr gut marschiren könnt."

Er versicherte, daß er manchen Tag sechs bis acht Meilen mache.

„Das könnte ich unmöglich," sagte ich. „Wenn ich zwei Meilen gemacht habe, so bin ich schon so kraftlos, daß ich über meine Beine wegfallen möchte."

„Ja," sagte er, „ist's nicht wahr, Ihr bindet Eure Strümpfe über den Knien? nicht wahr, ich habe es errathen? Nun, da dürft Ihr Euch auch nicht wundern, wenn Euch das Marschiren schrecklich sauer ankommt. Wie ist's denn möglich, daß man gut gehen kann, wenn man die Flechsen, die zum Gehen nöthig sind, zusammenschnürt. Sonst hatte ich auch Strumpfbänder, und wurde dabei, wenn ich drei bis vier Meilen gemacht hatte, so marode, daß ich auf allen Vieren hätte kriechen mögen. Am Ende merkte ich, woher die Entkräftung kam, schmiß die Strumpfbänder weg, und nun konnte ich laufen wie ein Hirsch."

Da er das gesagt hatte, lief er fort, und ließ mich stehen.

Ich dachte der Sache nach, warf die Strumpfbänder auch weg, und konnte auf einmal besser marschiren.

Das scheint nun eine geringe Sache zu sein, indessen war es mir doch lieb, daß ich sie gelernet hatte. Nach der Zeit habe ich mich, so oft es die Gelegenheit mit sich brachte, mit andern Leuten in ein Gespräch eingelassen, und ich befand mich immer wohl dabei. Bald lernte und

erfuhr ich etwas Neues, bald hatte ich Gelegenheit einem andern einen guten Rath zu geben. Und wenn auch beides nicht war, so war doch die Zeit, die ich mit andern verplauderte, immer besser angewendet, als wenn ich sie mit Kartenspiel zugebracht hätte.

Seh' Er, das ist das ganze Geheimniß, wodurch ich ein wohlhabender angesehener Mann geworden bin. Ich habe meine Zeit immer gut angewendet. So lange ich bei meinem Herrn diente, machte ich seinen Acker so gut zurechte, daß er ihm alle Jahre mehr einbrachte, und verschaffte ihm auch sonst Vortheil, so viel ich konnte. Wenn z. E. ich Aepfel und Birnen zum Trocknen schälen mußte, so sammelte ich die Kernen, säete sie aus, oculirte die Bäumchen, und legte so nach und nach eine Baumschule an, aus welcher mein Herr manchen hübschen Thaler Geld lösete. Und da ich in den langen Winterabenden immer nicht wußte, was ich nützliches für meinen Herrn thun sollte, so ließ ich ihm nicht eher Ruhe, bis er mich bei einem Bauer das Leineweben lernen ließ. Nach ein Paar Jahren konnte ich schon alle das leinene Tuch verfertigen, das er für sich und sein Haus brauchte.

Auf diese Art bekam mich mein Herr immer lieber, legte mir alle Jahre ein paar Gulden Lohn zu, ich wurde immer klüger, und alle Leute hatten mich gerne.

Nun kam es mir in den Kopf, mein eigner Herr zu werden, und mir eine Frau zu nehmen. Da ich im ganzen Dorfe als ein fleißiger ordentlicher Mensch bekannt war, so hatte ich unter den Mädchen das Auslesen. Mein Herr schlug mir dreie vor. Die eine hatte zwanzig Acker im Feld, sie wurde aber nicht viel gesund, und hatte immer geschwollene Füße. Die andere hatte zehn Acker im

Feld, hatte aber ein schrecklich loses Maul, und zankte und kiff sich immer mit allen Leuten herum. Die dritte war ein feines, stilles, gesundes, fleißiges Mädchen, aber sie hatte keine Furche Land.

Was thust du? dachte ich bei mir selber. Nimmst du die Kranke, so kann sie dir bei der Arbeit nicht beistehen, und anstatt, daß du im Garten oder auf dem Felde arbeiten solltest, so mußt du vor dem Bette sitzen und der Frau warten. Nimmst du die mit dem losen Maule, so hast du keine Ruhe im Hause, mußt wieder die Schenke besuchen, und da könntest du dir leicht das Kartenspiel wieder angewöhnen. Nimmst du die gesunde, ordentliche und fleißige, so ist's wahr, sie bringt dir kein Land zu, aber du hast doch gelernt, die Zeit gut anzuwenden, Rebekchen scheint es auch zu verstehen, und was sie noch nicht weiß, wird sie schon noch lernen. Und wenn wir Beide unsre Zeit gut anwenden, so können wir uns ja leicht Aecker verschaffen, du willst also Rebekchen nehmen.

Ich sagte es meinem Herrn, und er war damit zufrieden.

Nun hatte ich schon lange gemerkt, daß Rebekchen ein Auge auf mich geworfen hatte, ich hatte also nicht zu besorgen, daß sie mir den Korb geben würde. Ich paßte ihr auf, da sie einmal ausgegangen war, Gras zu holen, ging zu ihr, drückte ihr die Hand und sagte: „Rebekchen, willst du mich wohl zum Manne haben?“ Sie wurde blutroth, schlug die Augen nieder, besann sich ein Bischen, hernach sagte sie: „ich dich zum Manne haben? ich weiß ja noch nicht, ob du mich zur Frau haben willst?“ Da ich ihr nun sagte, daß dieß eben mein Wunsch sei, gab sie mir sogleich ihr Wort, mit der Bedingung, wenn es der Vater zu-

frieden wäre. Ich lief also sogleich von ihr zum Vater. „Nachbar Jeremies," sagte ich, „wolltet Ihr mir wohl Eure Tochter zur Frau geben?"

„Meine Tochter?" sagte er, „was willst du dann mit ihr machen? du hast nichts, und sie hat nichts, wenn ihr nun so zusammen kommt, so wird es nicht lange währen, so müßt ihr am Kummertuche nagen."

„Sprecht doch nicht so, Nachbar Jeremies," war meine Antwort, „der liebe Gott hat mir ja einen guten Kopf gegeben, gesund bin ich, bin kein Spieler und Säufer, lasse mich keine Arbeit verdrüßen, Eure Tochter greift die Arbeit auch frisch an. Wo sollte denn da der Kummer herkommen, wenn wir beide fleißig arbeiten?"

„Je nun," gab er mir zur Antwort, wenn du des Glaubens bist, so nimm meine Tochter in Gottes Namen. Meine selige Frau und ich haben auch nichts zusammengebracht, als Fleiß und ein gutes Gewissen, und haben doch niemals Noth gelitten."

Nun war in meinen Gedanken alles richtig. Rebekchen und ich waren des Handels eins, der Vater war es zufrieden, mein Herr hatte auch nichts dagegen einzuwenden, dem gnädigen Herrn hatte ich zwar noch nichts davon gesagt, aber ich dachte, der würde am wenigsten dagegen zu sagen haben, weil er mich selbst gelehrt hatte, daß die gute Anwendnng der Zeit das beste Capital wäre.

Aber es ging doch nicht gleich so, wie ich gedacht hatte. Gleich den andern Tag, nachdem ich mit Rebekchen gesprochen hatte, wurde ich auf das Schloß zum gnädigen Herrn gerufen. Er sah gewaltig ernsthaft aus, da ich in sein Zimmer trat.

„Kluge," sagte er, „was machst du für alberne Streiche. Hast du dich nicht mit einem Mädchen versprochen?"

„Das wohl! ist denn das aber ein alberner Streich? Ich bin nun vierundzwanzig Jahr alt, bin gesund und gerade, und ich habe immer gedacht, ein Bursch, der gesund und gerade wäre, wenn er erst seine vierundzwanzig Jahre hätte, müsse auch darauf denken, daß er eine Frau bekäme. Es hat ja jeder Mensch Fleisch und Blut."

„Ganz gut! Aber warum nimmst du gerade so ein nacktes Mädchen, das keine zwanzig Gulden im Vermögen hat? Gibt's nicht reiche Mädchen genug, von denen du dir eins hättest wählen können."

„Die gibt's wohl. Ich war aber keiner so gut, als Rebekchen. Und ich habe einmal in einem Buche gelesen, daß ein Ehestand ohne Liebe ein rechter Wehestand wäre; daß ein paar Personen, die Lebenslang mit einander Freude und Leid theilen wollten, nothwendig einander lieb haben müßten."

„Was hat denn das Rebekchen an sich, daß du sie so gewaltig lieb hast?"

„Sie sieht so hübsch aus, ist immer freundlich, hält sich reinlich, arbeitet fleißig."

„Ja, wenn ihr nur von der Liebe leben könntet. Und wenn ihr einander noch so lieb hättet, davon bekommt ihr kein Nößel Linsen zum Kochen. Und bei leeren Schüsseln verliert sich die Liebe auch nach und nach."

„Ich sage ja auch nicht, daß wir von der Liebe leben wollen, wir wollen uns nur damit das Leben versüßen."

„Ehe man an die Versüßung des Lebens denkt, muß man erst an das Leben selbst denken. Wovon wollt ihr denn mit einander leben?"

„Von guter Anwendung der Zeit. Sie haben mich ja selbst gelehrt, die gute Anwendung der Zeit sei das beste Kapital."

„Gelehrt habe ich dich das wohl. Hast du denn aber dieß auch recht verstanden? Sag' einmal, wie willst du es denn anfangen, daß du von guter Anwendung der Zeit eine Frau ernährst?"

„Ich habe meine vorige Zeit so gut angewendet, daß ich gar vieles gelernt habe, was andre Bauern nicht wissen. Das ist eins. Damit denke ich mir schon manchen Vortheil zu verschaffen. Hernach will ich meine Zeit ferner gut anwenden, Rebekchen auch dazu gewöhnen, und da müßte es ja nicht gut sein, wenn nicht jeder Tag, den zwei Leute recht gut anwenden, so viel abwürfe, als sie nöthig haben."

„Du stellst dir die Sache verzweifelt leicht vor. Hast du denn auch daran gedacht, daß du Kinder bekommen werdest?"

„Das wollte ich meinen. Die will ich alle dazu gewöhnen, daß sie von der Zeit einen guten Gebrauch machen lernen. Da wird's hernach eine rechte Lust sein, wenn unsrer sechs bis acht die Zeit gut anwenden. Die müssen doch mehr zu Stande bringen können, als eine einzelne Person."

Da lachte der gnädige Herr gerade heraus und sagte: „nun sehe ich doch, daß du deiner Sache gewiß bist. Ich wollte dich nur ein Bischen auf die Probe stellen. Nimm dein Rebekchen in Gottes Namen, und bleib bei diesen Gedanken, so wirst du niemals Noth leiden."

Nun fügte sich's gerade, daß dazumal ein artiges Häus- ...it einem Gärtchen zu verkaufen war. Es waren

180 Gulden darauf geboten. Das hätte ich vor mein Leben gern gehabt. Aber wo Geld her? Ich hatte mir wohl fünfzig Gulden gesammelt, das war aber so viel, als ein Tropfen Wasser auf einem heißen Stein. Ich ging also ein Paar Tage so betrübt herum, als wenn wir die Hühner das Brod genommen hätten. Manchmal fiel es mir ein, daß ich zu dem gnädigen Herrn gehen, und ihn bitten wollte, mir einen Vorschuß zu thun, hernach schämte ich mich aber wieder, und es kam mir vor, als wenn es mir so ausgelegt werden könnte, als wenn ich das Geld geschenkt haben wollte.

Mein Herr fragte mich endlich, was mir fehle? Da sagte ich ihm alles, wie es an sich selbst war.

Er lächelte, und sagte: „Auf diese Art scheint es doch, als wenn die gute Anwendung der Zeit nicht zu allem gut wäre.“

Es verdroß mich, ich kann es nicht läugnen. Nach Tische mußte ich aber mit ihm in sein Oberstübchen gehen. „Kluge,“ sagte er, „du hast mir als ein ehrlicher braver Bursche eilf Jahre lang gedient. Du hast die Arbeiten, die ich dir auftrug, alle ordentlich ausgerichtet, dafür hast du Kost und Lohn bekommen. Du hast mir aber, durch die gute Anwendung deiner Zeit, noch viele andere Vortheile verschafft, die ich dir nicht bezahlt habe. Sieh her! das alles habe ich dir zu danken. (Er schüttete einen Beutel voll Dukaten auf den Tisch). Das habe ich alles aus der Baumschule gelöset, die du gepflanzet hast, und aus dem Vieh, das ich, wegen deines Fleißes, mehr halten konnte. Ich habe es dir zu verdanken, ich habe es auch für dich gesammelt. Nimm es in Gottes Namen, kauf dir ein Häuschen davon, und richte deine Haushaltung ein. Um Lebens und

Sterbens willen gib mir eine Handschrift darüber, in den ersten zwei Jahren verlange ich keinen Zins, im dritten gibst du mir drei, im vierten vier und im fünften fünf von hundert. Dabei soll es bleiben. Willst du mir das Geld zu 20 oder 30 Gulden wieder bezahlen, so will ich es allemal annehmen."

Ich stand wie versteinert da! Endlich stürzten mir die Thränen aus den Augen, und ich sagte: „Das ist zu viel! das ist zu viel, lieber Herr! das thut kein Herr an seinem Knechte."

„Freilich," sagte er, „thut das kein Herr an seinem Knechte, aber das thut auch kein Knecht an seinem Herrn, was du gethan hast. Eine Liebe ist der andern werth."

Er zählte mir das Geld auf, es waren gerade dreihundert Gulden, und ich mußte ihm darüber eine Handschrift ausstellen.

Nun dachte ich, die ganze Welt wäre meine. Gleich den andern Morgen lief ich fort, um auf das Haus zu bieten. Ich war schon ein ziemlich Fleck fort, so rief mir mein Herr nach: „Kluge! wenn man durch die Welt kommen will, so ist es nicht genug, daß man die Zeit gut anwendet, man muß auch das Geld gut anzuwenden wissen. Merk es! und halte gut Haus mit deinem Gelde!"

Ich nahm es zu Herzen. Erst wollte ich gleich zwanzig Gulden, dann wieder zwanzig Gulden, und immer so fort auf das Haus bieten, bis ich es hätte, und sollte es auf dreihundert Gulden kommen. Aber nun besann ich mich auf einmal anders. Wenn du, dachte ich, merken läßt, daß du so viel Geld hast, so wirst du immer weiter getrieben, und kannst dich leicht um fünfzig Gulden bringen. Ich bot also nur fünf Gulden mehr, und da ein anderer mich um

fünf Gulden übersetzte, ging ich fort und sagte, ich wollte es weiter überlegen. Unter der Zeit machte ich Anstalt einzukaufen, was zu meiner Haushaltung nöthig war. Eine Kuh wollte mir mein Schwiegervater mitgeben, aber für das Hausgeräthe mußte ich allein sorgen. Ich ging mit Rebekchen in das nächste Städtchen auf den Wochenmarkt, und kaufte ein Stückchen nach dem andern ein. Nur das Brautbette fehlte noch, und das sollte so schrecklich viel kosten, auch fürchtete ich mich vor dem Schmause bei der Hochzeit.

Da mußte es sich nun ganz sonderbar fügen. Einmal lag ich des Nachts und schlief recht sanfte, da pochte etwas an das Fenster und rief: Heda! Ich guckte halb schlaftrunken zum Fenster hinaus, da war es ein Reiter, der irre geritten war, und einen Boten bis auf das nächste Dorf verlangte. Ich fragte meinen Herrn, ob ich mitgehen dürfte, und da er es mir erlaubte, zog ich mich an und ging mit. In der Stunde, dachte ich, da du mit gehst, kannst du doch mehr Gutes stiften, als wenn du in den Federn liegst und schnarchst.

Da ich mich schon gewöhnt hatte, mit allerlei Leuten zu sprechen, so fing ich auch mit dem Reiter ein Gespräch an, und erfuhr von ihm, daß er ein Sächsischer Major wäre.

Wir waren nicht weit vom Dorfe, so wurde darin geläutet.

„Was ist das?“ fragte der Major, „warum läutet man?“

„Gnädiger Herr!“ sagte ich, „es ist bei uns der Gebrauch so, daß allemal geläutet wird, wenn eins im Dorfe gestorben ist. Nun ist vorigen Abend ein feiner junger Mann gestorben, am Fleckfieber, deßwegen läutet man.“

„Ein junger Mann am Fleckfieber?“ sagte der Major! „hm! hm! ich dächte ihr Leute müßtet so alt werden, wie die Raben. An Motion fehlt's euch nicht, frische Luft habt ihr genug, von fremden Weinen und Gewürzen wißt ihr auch nichts — zum Guguck, was macht ihr denn? Ich wollte es aber wohl rathen. Bei euren Kirmsen, Hochzeiten und Kindtaufschmäusen eßt ihr zu viel und verderbt euch die Mägen, hernach kauft ihr allen Quacksalbern und Balsamträgern ihren Quark ab, und, und — und — schlaft in dicken Federbetten. Dadurch erhitzt ihr euer Blut, und wenn ihr hernach in die rauhe Luft kommt, so schlägt der Schweiß zurück und ihr liegt auf der Nase.“

„Erlauben Sie mir aber, gnädiger Herr, worauf sollen wir denn sonst schlafen?“ fragte ich.

„Auf Heusäcken,“ antwortete er. „Du murmelst? du glaubst, das wäre zu schimpflich? Bedenke doch aber nur, ich bin ein Edelmann, ein Major, und schlafe Jahr aus Jahr ein auf einem Heusacke, und bin dabei weit gesünder als alle, die in Federbetten schlafen.“

Während diesen Gesprächen kamen wir in dem Dorfe an, nach dem ich den Major hatte führen sollen. Er zog seinen Beutel heraus, um mir etwas für meinen Weg zu geben.

„Gnädiger Herr, sagte ich, bemühen Sie sich nicht, Sie haben schon alles zehnfach bezahlt.“

„Wie so?“ fragte er.

„Ich bin,“ antwortete ich, „ein Bräutigam, und sorgte, wo ich das Brautbette wollte herbekommen. Nun, da Sie mir den Heusack so gelobt haben, will ich mir auch einen Heusack, statt des Federbetts zulegen. Dadurch erspare ich etliche Thaler. Wenn ich nun noch dazu rechne, daß ich auf

dem Heusacke weit gesünder bliebe, und viele Arznei erspare —

„Das ist mir lieb,“ sagte der Major, „daß du gute Lehren annimmst. Ein Trinkgeld mußt du demungeachtet auch annehmen. Hier!“ indem er die Hand ausstreckte.

„Daraus wird nichts,“ sprach ich, sprang fort, und wünschte ihm eine glückliche Reise!

Auf dem Rückwege nahm ich mir fest vor, daß ich mir einen Heusack zulegen wollte, schlenderte fort, und stellte mir vor, wie es so hübsch sein würde, wenn ich Rebekchen bei mir hätte. Auf einmal hatte ich einen Schrecken, daß ich dachte, ich müßte sogleich in Ohnmacht sinken. Kann Er denken, da kam mir ein Ding entgegen, das sah doch gerade so aus, wie der Mann, der den vorigen Tag gestorben war. Alle Haare standen mir zu Berge. —

Ich stand ein Paar Augenblicke und betrachtete das Ding recht genau, weil es eben Mondschein war. Es kam immer näher, und ich war schon im Begriffe fortzulaufen. Da fiel mir zum Glücke ein, daß ich denselben Abend, da ich das erstemal aus der Schenke blieb, in einem Buche gelesen hatte, man dürfe sich vor keinem Gespenste fürchten, sondern müsse nur gerade darauf losgehen, so würde man immer finden, daß man entweder nicht recht gesehen hätte, oder daß es Betrügerei wäre.

Ich schöpfte mir also ein Herz, ging darauf los, und rief: „wer da?“ „Christel Waizenbier,“ sagte es, (so hieß der Mann, der den vorigen Tag gestorben war) brummte, streckte die Arme aus, und wollte mich bei dem Kopfe kriegen.

Ich war nicht faul, sprang ein Paar Schritte zurück, und schlug es derb auf den rechten Arm, daß es überlaut zu schreien anfing; „Ach Herr Jesus! Herr Jesus!“

Oho! dachte ich, sieht's so aus? Pauz hatte es noch einen Schlag auf den linken Arm, Puf! und noch einen auf den rechten Arm, und nun kriegte ich das Ding bei der Gurgel und sagte: „Kerl! sag wer du bist, oder ich mache dich kalt."

„Ach ja!" antwortete er, „laß mich nur gehen, ich will dir alles sagen."

Da erfuhr ich nun, daß es ein junger Bursch war, der im Dorfe eben die Wache gehabt, und mich mit dem Major hatte fortgehen sehen. Der hatte sich gleich so angezogen, wie der Verstorbene zu gehen pflegte, hatte sein Gesicht mit Kreide weiß gemacht, und hatte mich so wollen zum Narren haben.

Nun bat er, was er bitten konnte, daß ich es nur nicht im Amte anzeigen sollte. Ich that's auch nicht, sonst hätte ihm der Spaß theuer zu stehen kommen sollen. Bei der Gelegenheit erfuhr ich aber doch wieder, was mir der Abend, den ich dazumal zum Lesen anwendete, jetzt für Nutzen brachte.

Nach ein paar Wochen wurde mir das Häuschen für zweihundert und zehn Gulden zugeschlagen, und ich war vor Freude außer mir.

Sobald ich das Geld gezahlt hatte, zog ich ein, und that nun nichts, als daß ich es recht ordentlich zurechte machte. Weil ich bei meinem Herrn alle Arbeit mit angegriffen hatte, so hatte ich nun den Vortheil, daß ich das mehreste selbst machen konnte, und kein Geld dafür ausgeben durfte. Ich deckte es, ich kleibte, ich besserte die Thüren aus, zog eine neue Schwelle unter. Nun ließ ich den Tüncher kommen, der es weißen mußte, da wurde es so

sauber, wie ein Lädchen. Ueber die Thüre schrieb ich den Vers:

Willst du haben guten Muth,
Und erwerben Haus und Gut:
Lern die Stunden gut anwenden,
Hüte dich, sie zu verschwenden!

Sobald ich alles in Ordnung hatte, wollte ich mit Rebekchen Hochzeit machen. Der gnädige Herr ließ mich aber zu sich rufen und sagte: „Höre, Kluge! wir wissen nun beide, wie gut es sei, wenn man seine Zeit gut anwendet. Durch gute Anwendung deiner Zeit bist du aus einem Bettler ein braver Mann geworden, und durch gute Anwendung meines Geburtstages, an dem du mich um ein Almosen ansprachst, habe ich mir nun die Freude verschafft, daß in einem Dorfe ein ehrlicher braver Nachbar mehr ist. Willst du mir nicht die Freude machen, daß du deine Hochzeit noch sechs Wochen verschiebst, daß ich meinen Geburtstag, der dann einfällt, wieder so gut anwenden, und deine Hochzeit ausrichten kann?“

Das ließ ich mir nicht zweimal sagen. Ich dankte dem gnädigen Herrn für seine Güte, und sagte, ich wollte mit der Hochzeit warten, so lange es ihm gefiele.

Da die sechs Wochen um waren, ging die Hochzeit vor sich. Ich vergesse es in meinem Leben nicht, wie da der gnädige Herr alles so artig einrichtete. Punkt elf Uhr mußten alle Hochzeitgäste auf dem Schlosse sein. Da waren gewaltig viel vornehme Leute zusammen, sie machten aber alle so wenig Staat, und waren so freundlich und zuthätig, daß wir Bauersleute mit ihnen sprechen konnten, wie wenn sie unsers Gleichen wären.

Da wir zur Trauung gingen, begleiteten sie uns alle, schlossen einen Kreis um den Altar, und sangen ein paar gar schöne Lieder mit. Sobald mir Rebekchen angetraut war, gingen sie wieder mit uns aus der Kirche. Aber, anstatt nach dem Schlosse zu gehen, gingen sie auf's Feld. Hm! dachte ich, was soll denn das werden?

Es währte nicht lange, so merkte ich das Späßchen. Mein Herr hatte sonst einen wüsten Platz, worauf gar nichts wuchs. Den bepflanzte ich nach und nach, wenn ich Feierabend hatte, mit Zwetschenbäumen. Die blühten nun, daß einem das Herz im Leibe lachte. Auf diesen Platz führten sie uns nun, und wir fanden da eine lange Tafel, die mit vielen Schüsseln besetzt war.

„Hier," sagte der gnädige Herr von Heilberg, „wollen wir speisen." Die Gäste stellten sich in Ordnung, der Herr Pfarrer hielt ein schönes Gebet, hernach setzten wir uns, die vornehmen Leute auf die eine, und die Bauersleute auf die andere Seite.

Es waren da bei weitem nicht so viele Gerichte, wie auf unsern Hochzeiten gewöhnlich sind, aber wir aßen uns doch alle satt. Da das Gebackne sollte herumgegeben werden, kamen alle Schulkinder aus dem Dorfe, und stellten sich vor den Tisch.

Nu, dachte ich, was wird denn das werden! Ich erfuhr es bald.

„Lieben Kinder," sagte der gnädige Herr, „ich feire heute meinen Geburtstag, freue mich über alles Gute, das mir der liebe Gott erzeigt hat, und möchte gern, daß recht viele Leute sich mit mir freueten. Deßwegen habe ich euch hierher rufen lassen. Jedes soll ein Stück Kuchen und ein Glas Wein bekommen. Ehe euch aber dies gereicht wird,

will ich euch erst etwas für eure Seele reichen lassen. Herr Schulmeister, lese Er! Kinder, gebt Achtung!“

Da trat nun der Herr Schulmeister auf und las: „Exempel von einem Menschen, der durch gute Anwendung seiner Zeit sein Glück machte.“ Nun kam, ohne daß ich genannt wurde, meine ganze Geschichte. Der gnädige Herr hatte den Spaß gemacht, und durch den Herrn Schulmeister von Monat zu Monate aufzeichnen lassen, was ich Gutes gethan, und was ich Gutes gelernt hatte. Lange konnte ich es nicht aushalten, ich mußte das Schnupftuch herausholen, und die Augen trocknen.

Da die Geschichte geendigt war, wurde ein Liedchen herum gegeben, und gesungen, welches den Fleiß lobte.

Darin kam auch ein Vers vor, der so lautete:

Allenthalben trifft er dann
Früchte seiner Arbeit an,
Keinen Augenblick der Zeit,
Den er als umsonst bereut.

Da dieser Vers gesungen wurde, zeigte der gnädige Herr nach den Bäumen, die ich gepflanzt hatte, und nickte mir freundlich zu, als wenn er sagen wollte: siehe, Kluge, das sind die Früchte deiner Arbeit!

Da das Liedchen aus war, bekam jedes Kind sein Stück Kuchen und sein Glas Wein. Sie genossen es, bedankten sich und gingen fort. Einer aber blieb stehen und weinte; es war der Sohn des Nachtwächters.

„Was fehlt dir?“ fragte der gnädige Herr.

„Ich möchte,“ sagte er, „gern eben so ein guter Mann, wie Kluge, werden.“

„Dazu,“ sagte der gnädige Herr, „kann Rath werden.“

Er nickte mir zu und fragte, „willst du wohl bei Klugen dienen?“

„Herzlich gern,“ war seine Antwort.

„Gut,“ sagte der gnädige Herr, „es gilt schon, Kluge nimmt den Knaben zu sich, und erzieht ihn so, wie er ist erzogen worden.“

„Nun,“ sagte er, „gottlob, dieser Geburtstag ist wieder gut gefeiert!“ brachte ein paar Gesundheiten aus, dann wurde bis elf Uhr getanzt. Hernach ging ich mit meinem Rebekchen zu Bette.

Da ich den andern Tag mit meinem Rebekchen aufgestanden war, führte ich sie im Hause und Hofe herum, und zeigte ihr, wie ich alles so ordentlich eingerichtet hatte, erzählte ihr meinen ganzen Lebenslauf und sagte, daß ich die guten Umstände, in denen ich mich befände, blos der guten Anwendung meiner Zeit verdanken müßte. Darauf drückte ich ihr die Hand, sahe ihr freundlich in die Augen und sagte: „sieh Rebekchen, wenn ein lediger Bursch so viel durch gute Anwendung der Zeit ausrichten kann, was werden nicht erst ein paar gute Eheleute thun können, wenn sie beide jede Stunde wohl zu nützen suchen.“

„Nun,“ war ihre Antwort, „ich will es gewiß an mir nicht fehlen lassen; mein Vater hat mich zu allem Guten erzogen, und was ich noch nicht weiß, das will ich bei dir lernen.“

„Gut,“ sagte ich, „so wollen wir heute schon in Gottes Namen den Anfang machen. Sieh, es ist bei uns Mode, daß den Tag nach der Hochzeit allemal geschwärmt wird — dabei kommt nichts heraus. — Die Leute, die an der Schwärmerei Theil nehmen, lassen ihre Geschäfte liegen, und wer nicht Theil nimmt, der kommt und sieht zu und

thut auch nichts. Wollten wir nun heute auch schwärmen, so brächten wir uns und das ganze Dorf um einen Tag. Und was kommt bei dem Schwärmen heraus? Es werden allerhand Possen und Muthwillen getrieben, viele betrinken sich, und am Ende werden sie uneins, und es entsteht wohl gar Schlägerei. Ich habe es daher schon mit deinem Vater ausgemacht, daß wir heute ganz vor uns sein, und in der Stille uns freuen wollen. Bist du es zufrieden?“

Ganz recht war es ihr nicht; sie rümpfte das Mäulchen und sagte: „Ich mache mir nichts draus, was werden aber die Nachbarn im Dorfe sagen? der ärmste Mann hält ja zwei Tage Hochzeit.“

„Da ist nun meine Meinung die,“ fuhr ich fort, „daß man sich zwar hüten muß, einen albernen Streich zu machen, und sich dadurch in der Leute Mäuler zu bringen, aber wenn man etwas thun will, das man vor Gott und seinem Gewissen verantworten kann, so muß man es thun, und die Leute reden lassen, was sie wollen. Wenn sie das Reden satt haben, so hören sie auch wieder auf; wenn man seine Geschäfte klug anfängt und sie gelingen, so müssen diejenigen, die die größten Mäuler hatten, sich schämen, und man kann im Stillen wieder über sie lachen. Wer zuletzt lacht, liebes Rebekchen, der lacht am besten.“

Da ließ sie es sich gefallen, und wir gingen, nachdem wir unser Morgenbrod gegessen hatten, auf das Feld spatzieren. Es war ein gewaltig schöner Morgen, und es schien, als wenn der liebe Gott alles so veranstaltet hätte, um uns einen recht vergnügten Tag zu machen. Die ganze Flur war grün, die Bäume blühten, die Lerchen sangen, und da wir noch ein Fleckchen weiter gingen, und in einem Wäld-

chen ankamen, sangen die Nachtigallen und Finken und andere Vögel so herrlich, daß wir uns mit einander unter einem Baume niedersetzten. „Wie gefällt dir's hier, sagte ich, „gutes Rebekchen? ist's da nicht besser, als unter einem Gewühle von Menschen, wo man vor Lärmen, Toben und Musiciren sein eigen Wort nicht hört, und vom Staube und Tabaksdampfe ersticken möchte?"

„Du hast recht, lieber Mann!" antwortete sie, „da hast du meine Hand! ich danke dir für den fröhlichen Morgen, den du mir heute gemacht hast."

„Und," fuhr ich fort, „die Freude, die wir jetzt haben, ist so wohlfeil, kostet gar nichts, und man braucht nicht zu besorgen, daß man mit andern Leuten Lärm bekommt."

Da wir so recht herzlich mit einander plauderten, und einander die Hände drückten, kam ein armer eisgrauer Mann geschlichen, ging vor uns vorbei, und wünschte uns einen guten Tag. Rebekchen steckte mir eben einen Strauß von Veilchen und Schlüsselblumen auf den Hut, den sie für mich gepflückt hatte, und darüber war ich so freudig, und auch ein Bischen ärgerlich, daß mir's nicht zuerst eingefallen war, für mein Weibchen einen Strauß zu pflücken, daß ich den armen alten Mann gar nicht bemerkte. Erst da ich den Hut mit dem Strauß aufgesetzt, und Rebekchen ein paar Mäulchen dafür gegeben hatte, sahe ich wieder nach ihm hin. Er ging ganz langsam und stand immer stille, wenn er etwa zwanzig Schritte gethan hatte.

Das dauerte mich nun gewaltig. „Rebekchen," sagte ich, „sieh den alten Mann, wie sauer ihm jeder Schritt wird! wir lachen und schäkern, und der arme Mann ächzt bei jedem Schritt, den er thut. Ich will hin und sehen, ob ich ihm nicht mit etwas helfen kann. Wer weiß, wo

es uns der liebe Gott wieder segnet.“ Den Augenblick lief ich ihm nach und sagte: „Guten Tag, lieber Alter, wo wollt ihr hin? der Weg wird Euch gewiß recht sauer?“

„Ja wohl! ja wohl!“ sagte er, „wenn man erst in den Jahren ist, in denen ich bin, so fühlt man jedes Steinchen, auf das man tritt. Ich wollte in's nächste Dorf zu einem Mann, der mir noch einen Gulden schuldig ist, und sehen, ob ich ihn nicht bekommen könnte. Ich kann nichts mehr verdienen — leben muß ich doch so lange, bis mich der liebe Gott ausspannt.“ Die Thränen liefen ihm über die Backen, da er das sagte.

„Ich bin auch aus dem Dorfe,“ sagte ich, „wollt Ihr diesen Mittag nicht mein Gast sein?“

„Ach gerne,“ antwortete er, „ich habe heute noch keinen Bissen Brod über die Zunge gebracht.“

„Nun, da geht denn voraus,“ sagte ich, „ich will Euch schon einholen.“

Es war mir gewaltig wohl um's Herz, da ich das gesagt hatte, ich lief zu Rebekchen zurück und sagte: „Der liebe Gott bescheert uns heute eine neue Freude, er führt uns den ehrlichen Alten zu, daß wir ihn laben können. Laß uns wieder nach Hause gehen, und gleich Anstalt zu seiner Verpflegung machen.“

Wir machten uns auf, und da wir vor unser Haus kamen, so schickte sich's doch gar artig; von der einen Seite kam der alte Mann, und von der andern ein paar Bediente vom gnädigen Herrn, die uns das Essen brachten, das vom vorigen Tage übrig geblieben war, und auch noch etliche Flaschen Wein. Rebekchen nahm den Bedienten das Essen und den Wein ab, und ich gab dem Alten die Hand und führte ihn in mein Haus. Es fielen mir dabei die Worte

der Bibel ein: brich dem Hungrigen dein Brod, und die im Elende sind, führe in's Haus.

Rebekchen machte sogleich eine Suppe, ich deckte den Tisch, und trug auf, was nöthig war, hernach setzten wir uns zusammen nieder. Weiß der liebe Gott! das, was ich aß, schmeckte mir nicht so gut, als was der alte Mann genoß. Man sah's ihm an, daß es ihm lange so gut nicht mochte geworden sein. Ich schenkte ihm auch ein paar Gläser Wein ein, und er labte sich gar herzlich dran.

Da er sich gesättigt hatte, fragte ich ihn: „Woher kommt's, lieber Mann, daß Ihr in Euren alten Tagen solche Noth leiden müsset?“

„Ach,“ seufzte er, „woher soll es kommen! wenn ich in der Jugend den Verstand gehabt hätte, den ich jetzt habe, so sollte es auch besser mit mir stehen. Da ich meinen Haushalt anfing, hatte ich ein hübsch Häuschen, ein paar Stücke Vieh, und zehn Acker Feld. Hätte ich das ordentlich in Acht genommen, so hätte ich bis in die Grube mein Stückchen Brod gehabt. Aber da wollte ich mit einem Male ein reicher Mann werden, und das brach mir den Hals. Alle Heller und Pfennige, die ich aufbringen konnte, schrappelte ich zusammen und kaufte Acker dafür. Das war noch nicht genug. Wenn ein hübsches Stück Land zu verkaufen war, so borgte ich Geld, wo ich es auftreiben konnte, verschrieb Acker, Haus, Hof und kaufte immer in's Gelag hinein. Nun war ich in der Noth bis über die Ohren. Es war mir nicht möglich, den vielen Acker ordentlich zu bearbeiten, ich hatte nicht Vieh genug, ihn zu düngen, und bauete darauf kaum so viel, als sonst auf meinen paar Aeckerchen. Hergegen mußte ich desto mehr Steuern und Gaben und Interessen bezahlen. Wenn ich

also geerntet hatte, mußte ich über Hals und Kopf dreschen lassen, und verkaufen, daß ich nur die Herrschaft und die Schuldherren bezahlen konnte."

„So schlug ich mich etliche Jahre herum, arbeitete, daß mir das Blut unter den Nägeln hätte hervorspringen mögen, sorgte und grämte mich, und wenn das Jahr zu Ende war, hatte ich doch nichts vor mich gebracht, als noch ein zwanzig Thaler Schulden."

„Endlich dachte ich, du willst dir mehr Vieh anschaffen, daß dn mehr Mist bekommst, und deinen Acker besser düngen kannst. Da fehlte es mir aber wieder an Stallung, weil meine Ställe nur auf eine kleine Wirthschaft eingerichtet waren. Was hatte ich zu thun? ich bauete noch einen großen Schafstall, und machte auch den Kühstall größer. Das kostet wieder 234 Gulden, die ich borgen mußte. Auf die Art hatte ich wieder jährlich elf Gulden vierzehn Groschen acht Pfennige Interessen jährlich mehr zu bezahlen, ohne was noch die Reparaturkosten waren. Der Stall stand nun da, aber — da fehlte es mir wieder an Vieh. Hatte ich A gesagt, so mußte ich auch B sagen, und noch achtzig Gulden borgen, um mir ein paar Stück Rindvieh und ein Stämmchen Schafe anzuschaffen. Ich that es, und bekam wieder vier Gulden jährliche Interessen mehr. Von den paar Stückchen Vieh mußte ich also fünfzehn Gulden fünfzehn Groschen acht Pfennige Interessen jährlich bezahlen. Wo sollte das herkommen? Wenn ich auch wirklich von Wolle, Milch und Butter so viel gelöst hätte, was half mir's denn? ich mußte ja alles wieder an die Schuldherren bezahlen."

„Aber das ist noch nicht alles, nun fehlte es mir wieder an Fütterung. Meine Aecker waren ausgemergelt, die

Wiesen waren hungrig, und das Futter, das von dem Dunge wachsen sollte, den ich darauf führen wollte, konnte ich dem Vieh noch nicht geben. Da hatte ich nun wieder Noth. Das Vieh fiel zusammen, zwei Schafe gaben kaum so viel Wolle, und zwei Kühe so viel Milch, als ein anderer von einem Schafe und einer Kuh bekam. Kriegten die Schafe Lämmer, so krepirte die Hälfte davon. Kurz ich arbeitete und macerirte mich ab, und was ich erwarb, mußte ich an die Schuldherren bezahlen."

„Ich dachte, ich wollte es erzwingen, und wollte es erzwingen, aber es ging nicht. Dreißig Jahre lang brachte ich unter Arbeit, Angst, Sorge und Kummer zu, und bekam alle Jahre mehr Schulden. Endlich konnte ich es nicht mehr aushalten, die Schuldherren wollten bezahlt sein, sie verklagten mich, es kam zum Concurse, und nun ging Haus, Hof, Acker, Vieh, Summa Summarum alles fort, und ich behielt nichts, als was ich auf dem Leibe hatte. Da habe ich also mein Lebelang mich gemartert und geplagt, und muß im Alter mit meiner Frau die größte Noth leiden. Mein Sohn ist unter die Kaiserlichen gegangen, und steht jetzt in Dresden gegen die Preußen, und die Tochter hat einen liederlichen Mann bekommen, und kann mir mit nichts helfen, weil sie selbst die Sonne mehr, als das liebe Brod, im Hause hat."

„Drum sage ich allen jungen Leuten, was ihr thut, fangt nur fein klein eure Haushaltung an! wer klein anfängt, hört groß auf, wer aber gleich ein großer reicher Mann werden will, der besteht gemeiniglich am Ende mit Schimpf und Schande."

So weit sprach der alte Mann.

Da er aufgehört hatte, zu reden, legte ich den Kopf in

die Hand, sah gerade vor mich hin, und sprach kein Wort. Ich glaube ich säße noch da, wenn mich Rebekchen nicht bei den Ohren gezupft und gerufen hätte: „Kluge, was fehlt dir denn? ich glaube du träumst?“

„Ich träume gar nicht,“ war meine Antwort, „ich habe nur meine Gedanken darüber, wie einem doch der liebe Gott alles wieder vergelten kann, was man an einem andern Gutes thut. Ich habe dem guten Manne aus gutem Herzen ein paar Bissen Brod vorgesetzt, und er hat es mir tausendfältig wieder bezahlt.“

„Wie denn so?“ fragte der Alte lächelnd, „das sollte mir ja herzlich lieb sein.“

„Das will ich Ihm sagen,“ war meine Antwort. „Ich war gerade auf dem Wege, auf dem Er gegangen ist; es sind jetzt zwanzig Acker in unserm Dorfe zu verkaufen, auf die wollte ich bieten, und das Geld dazu borgen. Da hätte mir's ja eben so gehen können, wie Ihm. Nun werde ich es aber wohl bleiben lassen. Hör Er, lieber Mann, womit kann Ihm denn geholfen werden?“

„Du lieber Gott!“ sagte er, „mir kann mit nichts geholfen werden. Wenn der Mensch einmal von Kräften ist, so ist alle Hülfe aus. Mein bester Helfer ist der Todtengräber. Wenn ich nur noch so viel zusammen bringen könnte, daß ich im Stande wäre, mir eine Ziege und ein paar Hühner zu kaufen, daß ich doch nicht immer das liebe trockene Brod essen dürfte!“

Da er das gesagt hatte, ging er mit nassen Augen fort, bedankte sich bei mir, und ich bedankte mich bei ihm.

Sobald er fort war, sagte ich zu Rebekchen: „Der Mann hat mir heute wenigstens tausend Thaler genützt.

Wenn wir ihm doch wieder helfen könnten! weißt du nicht, ob eine Ziege im Dorfe zu verkaufen ist?"

„Die weiß ich wohl," antwortete sie, „meine Muhme Anne Christine hat eine zu verkaufen."

Sogleich nahm ich Rebekchen bei der Hand, ging mit ihr zu der Muhme Anne Christine, kaufte die Ziege für drei Thaler, und noch vier Hühner und einen Hahn, zusammen für einen Gulden, dazu. „Nun," sagte ich, „herzallerliebstes Rebekchen, thue mir doch den einzigen Gefallen, und geh mit mir nach des alten Mannes Hause! trage du die Hühner, ich will die Ziege führen. Besser können wir den heutigen Tag nicht anwenden, als wenn wir dem armen alten Manne diese Freude machen."

Rebekchen war gleich bei der Hand. Wir marschirten mit der Ziege und den Hühnern nach des Mannes Dorf zu, fragten sein kleines Hüttchen aus, und weil die Frau nicht zu Hause war, schlichen wir uns in den Hof, banden die Ziege in den Stall, steckten die Hühner dabei, riegelten zu und liefen fort.

Auf dem Wege begegnete uns der Alte, und fragte, wo wir gewesen wären? „Wir haben uns eine Motion gemacht," antwortete ich, und wünschte ihm eine gute Nacht.

Du lieber, barmherziger Gott! in meinem Leben vergesse ich die Freude nicht, die ich mit den paar Thalern angerichtet hatte. Gleich den andern Tag, da ich eben mit Rebekchen an die Arbeit gehen wollte, pochte Jemand an die Thür. Ich sah hinaus — da stand der alte Mann mit seiner Frau da und weinten. „Tausend, tausend Dank," sagten sie, „für die Barmherzigkeit, die Ihr an uns gethan habt!"

Ich stellte mich fremd und sagte, ich wüßte nicht, was sie haben wollten. Sie blieben aber dabei, die Ziege und die Hühner, die sie im Stalle gefunden hätten, wären von mir. Am Ende drückte er mir die Hand und sagte mit nassen Augen: „Kluge! denkt an mich, wenn es Euch und Euern Kindern wohl geht, so habt Ihr es an mir verdient. So oft ich Milchsuppe oder ein Ei esse, will ich mit meiner Frau für Euch beten.“

Da er fort war, fiel mir Rebekchen um den Hals, schluchzte und sagte: „Ach du lieber Mann, was hast du mir für Freude gemacht! wenn wir gestern Gebratenes und Gesottenes gehabt, und getanzt und geschwärmt hätten, so wäre jetzt alles vorbei. Aber die Freude, die Freude, die wir den alten Leuten gemacht haben, die vergesse ich in meinem Leben nicht.“

Nach der Zeit ging der alte Mann noch etliche Mal durch unser Dorf, und lächelte allemal, wenn er unser Haus sah. Ach und das erfreute uns doch gar zu sehr, wenn wir den Mann so lächeln sahen.

Ungefähr nach fünf Jahren löste ihn der liebe Gott auf. Weiß Er wohl, was sein letztes Wort war? „Lieber Gott, segne Klugen und seine Frau!“

Doch wieder auf unsere Haushaltung zu kommen. Da ich mit meiner Frau von der Arbeit nach Hause ging, discurirten wir noch eines und das andere über den alten Mann. „Rebekchen!“ sagte ich, „wenn wir gestern geschwärmt hätten, so hätte es uns wenigstens zwanzig Thaler gekostet, die haben wir nun noch im Beutel. Vier Thaler haben wir an den guten Mann gewandt, und uns damit eine große Freude gemacht; laß uns doch die übrigen sechszehn Thaler eben so gut anwenden!“

Ich dachte nun an nichts, als wie ich die sechszehn Thaler, die ich von meiner Hochzeit erspart hatte, recht gut anwenden wollte. Rebekchen that mir allerlei Vorschläge, bald wollte sie, ich sollte Schafe, bald eine Kuh oder ein Füllen dafür kaufen. Sie gefielen mir aber alle nicht. „Rebekchen,“ sagte ich, „meine Meinung ist die: erst Futter, hernach das Vieh! Was hilft's uns denn, wenn wir so viel Vieh aufstellen, und haben hernach kein Futter? da machen wir uns ja nichts als Kummer und Sorgen. Ich dächte, wir kauften uns ein Stückchen Land für das Geld, da hätten wir ein ewiges Andenken an unsern Hochzeittag. Wenn wir hernach Kinder bekämen, so führten wir sie auf das Plätzchen, machten uns manchmal des Sonntags da ein Vergnügen und sagten: seht, ihr lieben Kinder, das Plätzchen haben wir uns dadurch erworben, daß wir den Tag nach unserer Hochzeit nicht schwärmeten.“

Rebekchen wurde roth, da ich von Kindern sprach, und sagte: „Warum denn nicht gar Kinder? damit hat's gute Wege!“

„Närrchen,“ sagte ich, „du wirst es schon näher geben.“ Und so ließen wir die Sache für diesmal sein. Den andern Morgen brachte sie ein Kesselchen voll Kaffee, und ein Töpfchen mit Eiermilch. Das tranken wir denn zusammen, schwatzten und lachten.

„Rebekchen,“ sagte ich endlich, „dein Kaffee hat mir vortrefflich geschmeckt, das muß ich sagen. Aber — aber — aber —“

„Nu, was denn?“ fragte sie, „was willst du denn mit deinem Aber?“

„Aber," sagte ich, „wenn wir alle Tage Kaffee trinken wollen, so werden wir keine Seide dabei spinnen."

„Ich glaube, du bist nicht gescheid," fuhr sie fort, „du willst mir auch ein paar Schalen Kaffee nicht gönnen? es ist ja nichts wohlfeiler, als Kaffee."

Kl. „Ich rede jetzt gar nicht von den Kosten, liebes Rebekchen, aber Kaffee ist nun einmal für uns Bauersleute nicht. Wir müssen schwere Arbeit thun, und brauchen Kräfte, und Mark in den Knochen. Was will denn das warme dünne Zeug für Kräfte geben? Besser ist für uns ein tüchtig Stück Butterbrod."

R. „Ich lobe mir Kaffee."

Kl. „Und bedenke nur die Zeit, die damit zugebracht wird, eine halbe Stunde geht über dem Kochen, und eine halbe Stunde über dem Trinken hin."

R. „Das hätte ich doch, meiner Treue, nicht von Klugen gedacht, daß er so ein Erbsenzähler wäre. Das wird eine liebliche Ehe werden, daß Gott erbarme!"

Kl. „Aergere dich doch nur nicht, liebes Kind, laß mich doch nur erst ausreden. Bedenk einmal, wenn wir täglich eine Stunde mit dem Kaffee zubringen, das macht die Woche, den Sonntag nicht mit gezählt, sechs Stunden, das sind monatlich, wenn ich den Monat nur zu 4 Wochen rechne, 24 Stunden, das macht jährlich 288 Stunden, in 10 Jahren 2880, in 20 Jahren 5760 Stunden. Wenn wir also 20 Jahre bei einander gelebt haben, so haben wir 5760 Stunden mit dem Kaffee zugebracht.

R. „Ei was, ich lasse mir meinen Kaffee nicht nehmen."

Kl. „Ich will dir ihn ja auch nicht nehmen, ich

wünsche, daß du ihn von selbst lassen mögest. Sage mir nur, habe ich Recht oder habe ich Unrecht?"

R. „Wenn ich gewußt hätte, daß du so ein Knicker wärest, nimmermehr hätte ich" — Hier fing sie an zu weinen, daß ihr die Thränen über die Backen rollten.

„Aha!" dachte ich, „das Ding geht schief. Wenn du das ausdisputiren wolltest, so könnte der heutige Tag mit Zanken hingehen, und wir würden am Ende gar uneins." „Laß es gut sein," sagte ich, „liebes Rebekchen! ich will dir deinen Kaffee gern lassen, sei auch nur fein freundlich, und mach mir nicht so ein böses Gesicht."

Den andern Tag machte sie wieder Kaffee, unter der Zeit, daß sie in der Küche war, bestrich ich ein Stück Brod mit Butter, aß es, ging hernach in den Hof, und fing eine Arbeit an, die ich Ihm doch ausführlich erzählen muß. Seh' Er, in unserm Dorfe ist, seit dem dreißigjährigen Kriege, und noch länger, der Gebrauch gewesen, daß jeder Bauer in seinem Hofe einen Abzug machte, daß die Brühe vom Miste, wir nennen sie bei uns Jauche, fein abfließen konnte. In meinem Hofe fand ich auch so einen Abzug. Da kam ich nun her und grub in den Abzug ein tiefes Loch, setzte ein Faß hinein, und trat zu beiden Seiten die Erde fest an, daß nun die Jauche alle in das Faß fließen mußte. Da ich bald damit fertig war, rief mich meine Frau zum Kaffee.

„Ich trinke keinen Kaffee," sagte ich, „trink du ihn in Gottes Namen allein!"

Da schlug sie die Thüre zu, und ich machte mein Faß fertig. Zu Mittag war es voll gelaufen, da schöpfte ich es aus, und begoß den Mist damit, damit er die gehörige Feuchtigkeit behielte.

Den folgenden Tag rief mich Rebekchen nicht zum Kaffee, trank ihn allein, und ich schöpfte unter der Zeit mein Faß aus. Da ich eben damit fertig war, kam sie zu mir und hatte ein paar tiefe Runzeln über der Stirne.

„Das wird," dachte ich, „gut geben."

„Aber," sprach sie, „sag' mir nur, Kluge, was du für albernes Zeug machst?"

„Nichts weiter," antwortete ich, „als daß ich den Mist mit der Jauche begieße."

Da stellte sie die Arme in die Seite, schlug ein helles Gelächter auf, und sagte: „Ich glaube, es ist mit dir nicht richtig unter der Mütze. Andere Leute sind froh, wenn sie die Jauche aus dem Hofe haben, und du trägst sie wieder hinein, wenn sie abfließen will. Wozu soll denn das Zeug nützen?"

„Sag' mir einmal," fragte ich, „was ist denn das Beste am Kaffee? das Wasser, das davon abgegossen wird, oder der Satz?"

„Je, versteht sich," sagte sie, „das Wasser, das ich abgieße."

„Und was ist denn das Beste am Bier? die Trebern oder das Bier, das darüber gelaufen ist?"

„Je freilich," war ihre Antwort, „das Bier."

„Nun sieh, Närrchen," war meine Antwort, „so ist's gerade auch mit der Jauche und dem Miste. In der Jauche steckt die beste Kraft, und der Mist ist nichts als der Satz und die Trebern. Wenn also die Leute die Jauche aus dem Hofe laufen lassen, so kommt es mir eben so vor, wie wenn man den Kaffee und das Bier wegschütten wollte."

„Ha! ha! ha! ha!" kicherte sie, und lief fort.

Sie mochte wohl, wie es manche Weiber an der Art

haben, von dem Vorfalle gegen ihre Muhme, Annen Kathrinen, Eve Sabinen, und wie die Muhmen alle heißen mochten, gesprochen haben. Es währte nicht lange, so wurde auf allen Bierbänken davon geredet, ich wurde ausgelacht, und, wenn die Nachbarn wo Jauche aus einem Hofe fließen sahen, so hatten sie ihren Spott damit und sagten, da fließt Kluge's Kaffee. Das ist von der Zeit an zum Sprichworte geworden, drei Meilen weit heißt auf allen Dörfern die Jauche, Kluge's Kaffee.

Ich kehrte mich nun nicht dran, sondern sammelte Jauche fort, nach wie vor. War das Wetter naß, und das Gras war noch nicht groß, so begoß ich den Grasegarten damit, und dachte, „was gut ist, das ist gut und bleibt gut, wenn auch hunderttausend Narren darüber lachten."

Was mich am meisten verdroß, das war, daß Rebekchen gar nicht mehr so freundlich mit mir that, als sonst. Ich that ihr alles zu Liebe, was ich konnte und wußte, es half alles nichts. Viel gute Worte mochte ich auch nicht geben, denn ich merkte, daß ich nicht viel ausrichtete.

Einmal hatte ich aber eine gar herzliche Freude. Da sie sich des Morgens anzog, merkte ich, daß sie weinte. „Fehlt dir was, Rebekchen?" fragte ich. Wohl zehnmal ließ sie sich fragen, ehe ich ein Wort aus ihr brachte. Endlich fiel sie mir um den Hals, schluchzte und sagte: „Willst du mich wieder lieb haben, Kluge? willst du mich wieder lieb haben? Ich weiß, ich bin bisher nicht gut gewesen, aber ich will besser werden, darauf kannst du dich verlassen. Ich will auch keinen Kaffee mehr trinken."

„Wie kommt's denn," fragte ich, „daß du auf einmal anderes Sinnes geworden bist?"

„Das will ich dir sagen," antwortete sie, „ich habe seit gestern in unserm Garten gegraset. Da sah ich nun, daß auf dem Fleck, den du mit Jauche begossen hast, noch einmal so viel Gras wuchs, als auf andern, die du nicht begossen hattest. Da dachte ich, das hat alles dein Mann dir verschafft, unter der Zeit, da du Kaffee trankst. Da jammerte es mich — lieber Mann — ich will keinen Kaffee mehr kochen, ich will dir gerne helfen, sag' mir nur, was ich thun soll?"

Ein gut Wort findet eine gute Statt. Das traf hier recht ein. Rebekchen hatte mir das Herz so weich gemacht, daß ich alles, was zwischen uns vorgefallen war, vergab und vergaß, sie in den Arm nahm, und ihre Augen trocknete.

Endlich sagte ich: „Jetzt habe ich allein in der Kaffeestunde gearbeitet, und du hast schon so vielen Nutzen davon gehabt — was wird's erst werden, wenn du mir hilfst. Roggen, Weizen, Gerste, Hafer, kurz, was dein Herz begehrt, das wollen wir im Ueberflusse bauen, wenn du nur mir helfen willst, unter der Zeit, da andere Kaffee trinken."

Da mir nun meine Frau beistand, so ging alles noch einmal so gut. Ich überließ ihr das Ausschöpfen der Jauche, und ich nahm eine andere Arbeit vor. Erst machte ich, mit dem Jungen, den der gnädige Herr zu mir gethan hatte, eine Grube. Da das geschehen war, ging ich alle Morgen, die Gott ließ werden, mit ihm auf das Feld, und ließ ihn zusammenfahren alles, was andere Leute nicht haben wollten. Sahen wir wo einen Haufen Quecken oder anderes Unkraut liegen, so wurde es aufgeladen und nach Hause gefahren, Disteln, Nesseln und andere Pflanzen, die

Niemandem etwas nützen, wurden abgehauen und dazu gepackt. Das Laub, das im Herbste der Wind von den Bäumen führt, wurde auch eingesammelt. Vor allen Dingen ging ich aber darauf aus, Rasenstücke zu bekommen. Traf ich wo Rasenflecke an, wo ich, ohne Jemandem Schaden zu thun, den Rasen ausstechen konnte, so that ich es, packte es meinem Stephan, so hieß der Junge, der bei mir war, in die Karre, und ließ es ihn nach Hause fahren.

Das Alles wurde nun in die Grube geworfen und zusammen getreten. Da die Grube voll war, so schaffte ich noch einen Haufen drauf, halb so hoch als ich, und ließ es ebenfalls mit der Jauche begießen.

Im andern Jahre machte ich noch eine Grube daneben, im dritten wieder eine. Unter der Zeit war der erste Haufen durch und durch vermodert, und ich konnte ihn zur Düngung auf den Acker führen.

Auf die Art hatte ich mir eine Menge Düngung, ohne Vieh, eingesammelt, ehe ich noch Aecker hatte.

Damit habe ich mir einen erstaunlichen Vortheil verschafft. Insgemein kauft man erst den Acker, hernach sorgt man für Düngung; auf diese Art wird der Acker ein paar Jahre ausgemergelt, und man hat hernach seine Noth, ihn in Ordnung zu bringen. Ich kehrte es aber um, und sorgte erst für Düngung, hernach für Aecker. Da ich nun Aecker bekam, so konnte ich sie sogleich verbessern, und erntete gemeiniglich noch einmal so viel ein, als andere Leute. Wenn ich hernach so große Fuder voll Getreide nach Hause führen konnte, so hatte ich oft meinen Spaß und sagte zu meiner Frau: „Sieh, Rebekchen, das sind die Früchte von der guten Anwendung der Kaffeestunde.“

Nach der Zeit, da mir der liebe Gott Kinder bescherte,

hatten meine Frau und ich in der Kaffeestunde so viel mit den Kindern zu thun, daß wir uns mit Ausgießung der Jauche nicht mehr abgeben konnten. Die Sache unterblieb aber deßwegen doch nicht. Stephan mußte sie nun treiben, und, wie meine Kinder groß wurden, stellte ich eins nach dem andern an.

Weil ich einmal auf die Kinder zu reden komme, so muß ich doch auch etwas davon erzählen. In meinem Dorfe war es so Mode, daß ein Paar Eheleute selten mehr als zwei Kinder bekamen. Es mochte wohl seinen besondern Grund und Ursache haben. Kam das dritte, so dachten sie schon, sie müßten verhungern. Bescherte der liebe Gott aber gar das vierte, so wollten sie den Kopf wider die Wände rennen. Das ist mir nun immer lächerlich gewesen, und ich habe geglaubt, jedes Kind, das man bekäme, wenn es sonst wohl gerathe, wäre untern Brüdern zweitausend Thaler werth.

Doch zur Sache zu kommen! Da ich Rebekchen ungefähr zwei Monate gehabt hatte, merkte ich, aus verschiedenen Umständen, daß sie schwanger war.

Ich kann gar nicht sagen, wie mir dazumal zu Muthe war, wenn ich mir so recht vorstellte, nun bist du bald Vater! Wo ich ging und stand, war es mir, als wenn ich mein Kind vor mir sähe, es auf den Armen trüge und mit ihm spielte.

Da ich einmal vom Felde nach Hause kam, und es mir recht sauer hatte werden lassen, fiel mir eine Predigt ein, die unser lieber Herr Pfarrer von der Kinderzucht gehalten hatte, in der er ungefähr so redete:

„Meine lieben Freunde, ich sehe euch oft zu, wie sauer ihr es euch bei eurem Ackerbau werden lasset, und freue

mich darüber. Denn wer seinen Acker fleißig bearbeitet, der wird auch gute Ernten halten. Aber dann wünsche ich auch, daß ihr eben so viele Mühe auf die Erziehung eurer Kinder wenden möchtet, und werde sehr betrübt, wenn ich sehe, daß ihr euch um den ausgestreuten Hafer bekümmert, und nicht denkt an das Kleine, Verborgene, das die Mutter unter dem Herzen trägt; daß ihr um die aufgegangne Saat immer besorgt seid, und eure Kinder ganz vernachlässigt. Ich bitte euch um Gottes willen, lieben Leute, bedenkt doch, was ihr thut! ein einziges wohlgerathenes Kind, eine gesunde, fleißige, tugendhafte Tochter, die ihrer Mutter bei der Arbeit beisteht, ein einziger, wohlgerathner Sohn, der den Vater unterstützt, macht ja mehr Freude, als der schönste Weizen- oder Haferacker. Im Gegentheil, wenn nun ein Kind krank, gebrechlich oder böse ist, so habt ihr ja davon so viel Verdruß, daß ihr an allen euern Gütern keine Freude mehr habt. Diesen Verdruß wollt ihr doch nicht haben, gesunde, fleißige, tugendhafte Kinder wünscht ihr euch doch, nun so laßt es euch doch angelegen sein, daß ihr diese Freude erlebt! Wenn ihr diese Freude haben wollt, so müßt ihr für eure Kinder schon sorgen vor der Geburt, bei der Geburt und nach der Geburt, und wenn sie anfangen größer zu werden. Lieben Freunde, ich bitte euch, bedenkt einmal, was ihr von einem Manne halten würdet, der aus der Stadt zu uns zöge, und sich Aecker kaufte, sie mit Getreide besäete, und vom Ackerbaue gar nichts verstünde? Aber handeln dann die vernünftiger, die Weiber nehmen, Kinder zeugen, und von der Kinderzucht gar nichts wissen? Ist's denn hernach zu verwundern, wenn der eine seine Frau bei der Geburt verliert, der andere elende Kinder, der dritte gottlose

Kinder bekommt, die ihm alle Lebensfreuden verbittern? Was ihr bei der Erziehung der Kinder beobachten müßt, das will ich euch alles nach und nach sagen, ihr könnt auch viele Fehler, die bei derselben gewöhnlich sind, aus dem sogenannten Krebsbüchelchen, oder der Anweisung zu einer unvernünftigen Erziehung der Kinder, lernen. Was ihr aber zur Erhaltung der Gesundheit des Kindes vor und nach der Geburt beobachten müßt, das kann ich euch auf der Kanzel nicht wohl sagen, weil hier viele ledige Personen sich befinden, vor welchen man von dergleichen Sachen nicht wohl sprechen kann. Ich wünsche aber, daß doch alle Eheleute das Buch lesen möchten, das den Titel hat: Anführung des Landvolks zu der körperlichen Erziehung der Kinder, von Johann David Busch. Da würdet ihr gar manches finden, das euch zu wissen nöthig wäre."

An diese Predigt erinnerte ich mich nun so lebhaft, wie wenn sie gestern wäre gehalten worden. Den andern Tag trug ich ein paar Pfund Butter und eine Mandel Eier nach der Stadt, nahm ein paar Groschen von dem Gelde, das ich dafür löste, und kaufte in der Buchhandlung das Buch von Herrn Busch, das uns der Herr Pfarrer so gelobt hatte.

Den nächsten Sonntag, nach beiden Kirchen, las ich es vom Anfange bis zum Ende durch, und war nun weit klüger in Ansehung des Ehestands, besonders auch deßwegen, weil mir der Herr Pfarrer eines und das andere darüber gesagt hatte.

Den folgenden Morgen nahm ich mein Rebekchen in den Arm und sagte: „Du kannst nicht glauben, Rebekchen,

was ich für eine Freude habe, daß wir nun bald ein Kind bekommen sollen."

„Ich freue mich auch nicht wenig drauf," sagte sie, „der liebe Gott helfe mir nur glücklich durch und gebe, daß es gesund und gerade zur Welt kömmt."

„Und daß es ein gutes frommes Kind werde," antwortete ich. „Der liebe Gott wird das Seinige thun, laß uns nur auch thun, was christliche Eltern thun müssen. Von heute an darfst du nun keine Jauche mehr austragen und über dich auf den großen Haufen gießen, das will ich oder Stephan thun. Du darfst auch gar nichts Schweres mehr heben. Du könntest dir sonst leicht Schaden thun, und es könnte dir unrichtig gehen. Ferner, willst du denn lieber ein recht munteres, gutes Kind, oder ein Kind, das immer murret, brummt und schimpft?"

„Je Närrchen," sagte sie, „freilich ein munteres, gutes Kind."

„Nun," fuhr ich fort, liebes Rebekchen, so mußt du auch fein munter und gut sein. Du hast bisher die Gewohnheit gehabt, daß du bisweilen tagelang murrtest; wenn ich dir da und dort eine gute Lehre gab, so sagtest du, du bist nicht gescheidt, du bist ein Narr, es ist mit dir nicht richtig unter der Mütze — wenn du das Ding so fortsetzest, so wird dein Kind eben so, es murrt und brummt und schimpft — das Sprichwort ist wahr und bleibt wahr: der Apfel fällt nicht weit vom Stamme."

Rebekchen spannte gewaltig auf, da ich das sagte. „Sollte denn das so viel schaden?" fragte sie. „Das wollte ich meinen," war meine Antwort. „Das Kind, das du unter deinem Herzen trägst, das ist deine Frucht, so gut als der Apfel die Frucht des Baumes ist. Der Apfel zieht

seine Nahrung aus dem Baume, und das Kind von seiner Mutter. Wenn du den Baum schüttelst, oder wenn der Sturm ihn umherstößt, so bewegt sich auch der Apfel. Nun kömmt mir der Zorn bei dem Menschen gerade so wie der Sturm vor. Er durchschüttelt den ganzen Körper. Ist's nicht wahr, wenn du dich ärgerst, so fühlst du es im ganzen Leibe? Alle Glieder zittern dir? Nun bedenke einmal, was dein armes Kind leiden muß, wenn es so durchschüttelt wird. Es muß sich ja im Mutterleibe ordentlich mit ärgern, und ist's hernach ein Wunder, wenn es boshaft und ärgerlich wird?"

„Du hast Recht, lieber Mann," sagte sie, „wenn ich's doch aber nur lassen könnte!" „Es gibt sich Alles," sagte ich, „wenn du dir es nur recht ernstlich vornimmst, und allemal an deine Frucht denkst, wenn dir etwas nicht nach deinem Kopfe gegangen ist."

Das Ding ging gut. Ich merkte, meiner Treue, daß sie von der Stunde an weit mehr auf sich Achtung gab, und nicht mehr so harte Worte brauchte, wie sonst. Kam ihr manchmal ja der Wurm in den Kopf, so sagte ich nur: „Rebekchen, schone dein unschuldiges Kind," damit war es gut.

„Halt," dachte ich, da ich dieß merkte, „jetzt ist es Zeit, deine Frau besser zu machen, und an dir selbst zu bessern." Denn gar richtig war es auch nicht mit mir. Wenn mich bisweilen der Zorn überfiel, so polterte ich auch oft Worte heraus, die ich hernach bereuete. Ich hielt also an mich, so viel ich konnte und wußte, und wenn mich manchmal die Hitze anwandelte, so dachte ich an das kleine Kind, und ich besann mich gleich eines andern. Ging es bisweilen im Haushalte nicht, wie es gehen sollte, oder hatte dieser

und jener sich über uns aufgehalten, so nahm ich mich in Acht, daß ich ihr nichts davon zu Ohren brachte. Passirte hingegen was Gutes, so war Rebekchen immer die erste Person, die es erfuhr. Mit der Manier glückte es mir, daß ich sie immer bei guter Laune erhielt.

Besser hätte ich diese Zeit nicht anwenden können. Noch bis auf den heutigen Tag, da mein Kopf grau ist, habe ich es zu genießen. Ich bin Herr über meinen hitzigen Kopf geworden, meine Frau wurde nach und nach wie ein Lämmchen, und Kinder bekam ich, weiß der liebe Gott, so freundlich, wie die Engelchen. Alle Leute hatten ihre Freude dran, wenn sie sie sahen, und noch jetzt habe ich an nichts mehr Freude, als an meinen Kindern.

Bei dem allen gab es doch in der ersten Schwangerschaft meiner Frau noch manchen Vorfall. Da ging ich z. E. einmal auf den Abend vom Felde nach Hause, und hatte gearbeitet, daß ich vom Schweiße troff. Mag es sein, dachte ich, wenn dir Rebekchen ein freundliches Gesicht macht, so vergißst du in ein paar Minuten den ganzen sauren Tag.

Ich hatte mich aber dießmal erstaunlich verrechnet. Da ich wohl noch fünfzig Schritte vom Hause war, hörte ich einen abscheulichen Spektakel und Lärmen. Ich lief, was ich konnte, und machte die Thür auf — da stand nun Rebekchen, schimpfte wie ein Rohrsperling, und zitterte am ganzen Leibe.

„Was gibt's denn?“ fragte ich, „um Gottes willen, was gibt es denn?“

„Der infame Junge, der Stephan!“

„Was hat er denn gemacht?“

„Der Galgenstrick!“

„Sag' doch nur, was hat er denn gethan?"

„Ich wollte, daß du ihn nimmermehr in's Haus gebracht hättest!"

„Sag' doch nur, was er angerichtet hat?"

„Ich habe mich geärgert, daß mir alle Glieder zittern."

„Das sehe ich wohl, aber was hilft denn der Wischwasch alle? Ich will wissen, was der Junge gemacht hat?"

„Er hat — er hat — der Galgenstrick, er hat meine beste Schüssel zerbrochen."

Da war nun guter Rath theuer. In der Hitze war ich einmal. Hätte ich nun meinem hitzigen Kopfe gefolgt, so hätte ich entweder den Jungen durchgeprügelt, oder die Frau ausgescholten. Eins wäre so schlimm gewesen, als das andere. Zum Glück fiel es mir noch ein, daß ich in der Hitze war, und dachte, in der Hitze machst du nichts Kluges, machst lauter dumme Streiche.

Was hatte ich zu thun? ich ging in den Hof und schöpfte die Jauche aus. Während dem Ausschöpfen kühlte sich das Blut ein Bischen ab, und ich kam auf das Pünktchen, wie ich die Sache eigentlich angreifen mußte. Gibst du der Frau Unrecht, dachte ich, so ärgert sie sich noch mehr; gute Worte helfen nichts, denn sie ist zu sehr in der Hitze. Willst du den armen Jungen prügeln, um einer lumpichten Schüssel willen, das wäre doch bei Gott nicht zu verantworten.

Ich setzte also meinen Eimer hin, ging zurück und traf nun Rebekchen in einem andern Zustande an. Sie schimpfte nicht mehr, aber sie weinte wie ein kleines Kind. „Arme Frau," sagte ich, „gib dich zufrieden! ich will den Stephan züchtigen, daß er an mich sein Lebelang denken soll. Jetzt bitte ich dich um alles, geh' nur mit mir aus dem Hause,

daß du den Jungen nicht mehr vor Augen siehst! du könntest ja von dem Aergernisse den Tod haben."

„Den werde ich auch wohl haben," war ihre Antwort, und ich nahm ihre Hand und führte sie fort, immer auf's Feld hinaus. Es ist immer meine Art so gewesen, daß ich in's Freie ging, wenn ich mich über etwas geärgert hatte. Wenn ich da sahe, wie gut der liebe Gott alles gemacht habe, so vergaß ich drüber wie schlecht oft die Menschen ihre Sachen machen.

Wie gesagt, ich führte also meine Frau in's Freie, bedauerte sie, drückte ihr die Hände, und führte sie zu einem Kartoffelstücke, das ich gepachtet hatte. Eignen Acker hatte ich dazumal noch nicht.

Da ich zum Acker kam, sagte ich: „sieh, wie die Kartoffeln so schön stehen, sie sind so groß, daß wir heute schon eine Schüssel voll davon ausnehmen können. Ich hätte schon ein Gerichte davon ausgenommen, ich dachte aber, du willst es nicht thun, du willst Rebekchen dazu nehmen, daß sie deine Freude mit dir theilt. Nun komm her, ich will hacken, sammle du die Kartoffeln in deine Schürze."

Ich machte also den Anfang, Rebekchen sammelte ein, und es ging alles nach Herzenswunsche. Rebekchen freuete sich über die Kartoffeln, und vergaß die zerbrochne Schüssel.

Auf dem Rückwege sprachen wir noch ein Langes und Breites über die Kartoffeln. Da ich nun merkte, daß meine Frau wieder bei guter Laune war, fragte ich sie: „Sag mir nur, wie viel war denn wohl die Schüssel werth, die der Stephan zerbrochen hat?"

„Achtzehn Pfennige," war ihre Antwort.

„Und wie hoch schätzest du wohl das Kind, das du unter deinem Herzen trägst?"

„Ach," sagte sie, „ich weiß wohl, wo du hin willst. Aus der Schüssel mache ich mir nichts, es ist mir aber nur so ärgerlich, daß der Junge so dumme Streiche macht."

„Liebe Frau!" fuhr ich fort, „hast du denn niemals eine Schüssel zerbrochen?"

Sie schwieg stille, und wir gingen ein Fleck fort, ohne ein Wort mit einander zu wechseln.

Da wir bald an unser Haus kamen, fragte ich meine Frau: „Nu wie steht's? soll ich Stephanen recht durchprügeln?"

„Ach nein," antwortete sie, „thue es nicht, ich habe dem armen Schelm unrecht gethan. Ich weiß auch gar nicht, wie ich über so eine Lumperei so einen Lärmen habe anfangen können. Wenn es nur meinem armen Kinde nichts schadet!"

Ich dachte es wäre nun alles gut — aber siehe da, es kam ein neuer Umstand, der mir wieder eben so vielen Verdruß machte. Rebekchen zankte nicht mehr, ereiferte sich nicht mehr, sie war aber beständig betrübt und hing den Kopf. Da ich sie fragte, was ihr denn nur fehle? so that sie einen tiefen Seufzer, und sagte: „Ach wenn mir der liebe Gott nur einmal glücklich durchgeholfen hätte! wenn ich nur ein gesundes und gerades Kind bekomme! wenn ich nur nicht zuviel ausstehen muß!"

Ich suchte ihr die traurigen Gedanken auszureden — es half aber alles nichts. Immer ging sie vor sich hin und hing den Kopf.

Vor den Guckguck, dachte ich, was ist denn das? das Ding muß doch seinen Grund und Ursache haben? Sollte ihr denn etwa Jemand solche Grillen in den Kopf setzen?

Den folgenden Tag ging sie auf das Feld, und ich schlich

in der Entfernung ihr nach. Willst, dachte ich, doch sehen, ob du nicht herausbringen kannst, wer deine Frau so ängstlich macht.

Es währete nicht lange, so kam ich auf die Spur. Am Ende des Dorfs wohnte Frau Aennchen, eine alte Wehemutter. Da meine Frau unter ihr Fenster kam, guckte sie heraus, und rief: „Guten Morgen Frau Klugin! wo denkt Sie denn hinaus? will Sie nicht ein Bischen herein kommen?“

Meine Frau ließ es sich nicht zweimal sagen, sie ging hinein, und ich — ich legte den Finger über die Nase, blieb stehen — sahe ein Paar Minuten gerade vor mich hin, dann ging ich wieder nach Hause, und dachte: halt! hier ist der Knoten. Wart Aennchen! wart Aennchen! ich will bald hinter dich kommen, daß du an mich denken sollst.

Da meine Frau nach Hause kam, seufzete sie nun wieder gar zu sehr; ich stellte mich aber immer wie der Dumme, wie wenn ich von gar nichts wüßte. Gegen das Ende der Woche aber nahm ich sie bei der Hand und sagte; „Rebekchen, du bist nun in den Umständen, und wir sind junge Leute, die von der Sache noch gar keine Erfahrung haben; es wäre doch wohl gut, wenn wir einen verständigen Menschen um Rath fragten. Da ist Frau Aennchen, das ist eine alte erfahrne Frau, wäre es nicht gut, wenn du sie einmal zu dir bätest, und wegen deiner Umstände recht ausführlich mit ihr sprächest?“

„Das ist,“ antwortete sie, „meine Meinung schon lange gewesen. Wenn du es zufrieden bist, so will ich sie bitten, daß sie den Sonntag nach zweien Kirchen zu mir kommt.“

Nun hatte ich, was ich haben wollte. Rebekchen buck sogleich ein Paar Kuchen, und den Sonntag war Frau

Aennchen da. Ich nahm ein Buch in die Hand, setzte mich hinter den Ofen, und stellte mich, als wenn ich läse. Im Anfange wisperte sie mit meiner Frau, nach und nach sprach sie stärker, und endlich, da das Maul recht in Gang gekommen war, sprach sie so laut, daß ich alle Worte verstehen konnte.

Ei du lieber Gott hörte ich da nicht Zeug, daß mir alle Haare zu Berge standen; von Wassernixen, die den schwangern Weibern nachstellten, und sie in's Wasser zögen; von Wechselbälgen und Kielkröpfen, die der Teufel, Gott sei bei uns, in die Wiegen legte, und die Kinder dafür mitnehme; von Mißgeburten mit zwei Köpfen; von andern, die kein Maul, oder nur einen Arm, oder die Beine auf dem Rücken hätten; von Weibern, die sich an etwas sollten versehen, und hernach ungestalte Kinder zur Welt gebracht haben; von schweren Geburten — kurz sie erzählte so viele schreckliche Historien, daß mir selbst hinter dem Ofen angst und bange wurde.

Eben wollte sie noch von einer Frau erzählen, der die Brust hatte müssen abgenommen werden,. da zerriß mir die Geduld, ich kam hinter dem Ofen hervor, und sagte: „Frau Aennchen, sagt mir doch einmal, warum erzählt ihr denn eigentlich alle die abscheulichen Historien?“

„Je nun,“ antwortete sie, „man muß doch etwas sprechen, daß die Zeit hingeht.“

„Nun,“ fuhr ich fort, „wenn Ihr weiter keine Absicht dabei habt, so braucht Ihr Euch keine Mühe mehr zu geben. Meine Frau hat bei mir noch keine Langeweile gehabt. Ist denn das aber auch erlaubt, und bei Gott zu verantworten, daß man einer armen Frau, die so ihre Schmerzen am Leibe hat, noch so schreckliche Sachen er-

zählt, daß sie allen Muth verlieret? Pfui! schämt Euch in Euer Herz hinein! so eine alte Frau, die sollte doch so viel Verstand haben, daß sie wüßte, wie man mit einer schwangern Frau umgehen, und daß man ihr Trost und Courage einsprechen müsse."

Sie wollte sich verantworten, ich ließ sie aber nicht zum Worte kommen, und sagte: „Was hilft das Schwatzen alles. Ihr habt durch Euer einfältiges Gewäsche meiner Frau so angst gemacht, daß sie auf keiner Stelle zu bleiben wußte. Was soll denn daraus werden? wenn sie jetzt schon so kleinmüthig ist, was soll es denn werden, wenn die Noth eintritt? Es wäre ja kein Wunder, wenn sie verzweifelte. Und daß Ihr es wüßt, ein vor allemal, ich leide es nicht mehr. Da habt Ihr Euer Stückchen Kuchen, geht Eure Wege, und kommt mir nicht eher wieder, bis ihr gerufen werdet."

Sie ging fort, und brummte, so weit als ich sie hören konnte.

Nun machte ich mich an meine Frau. „Rebekchen," sagte ich, „du bist sonst eine kluge, verständige Frau, sag mir nur, wie du dich von der alten Klätscherin hast können bei der Nase herumführen lassen? Hast du nicht manchmal bei ihr gesteckt, wenn ich dachte, du wärest auf dem Felde? hab ich's errathen?"

„Je du lieber Gott," sagte sie, „wenn man in solchen Umständen ist, so will man doch Trost und Hülfe haben."

„Das ist ein lieblicher Trost," fuhr ich fort. „Sonst warst du immer so eine muntere Frau, seitdem du aber den Trost bekommen hast, hängst du den Kopf und gehst herum, wie wenn dir die Hühner das Brod genommen hätten. Ein vor allemal, wenn ich dich lieb behalten soll,

so mußt du mir die Hand drauf geben, daß du keinen Schritt wieder zu der alten Klätscherin thun willst." Sie gab mir die Hand.

„Wollen wir nicht wieder zu unsern Kartoffeln?" fragte ich sie.

„Wenn du mich mitnehmen willst," war ihre Antwort, „ich bin dabei."

So gingen wir denn wieder auf's Feld, und, da wir zu dem Kartoffelstück kamen, holte ich ihr ein Paar von den Möhren, die ich am Ende des Ackers gesäet hatte, und tractirte sie damit.

Während dem Tractamente lenkte ich das Gespräch wieder auf die Mordgeschichte, die Aennchen erzählt hatte, und sagte: „Schlag dir alle die schrecklichen Dinge aus den Gedanken. Denn vieles davon ist erlogen. Daß die Wassernixen die Weiber in's Wasser ziehen, und der Teufel die kleinen Kinder holen sollte, das glaubt heutiges Tages kein vernünftiger Mensch mehr. Wofür wäre denn der liebe Gott da, wenn man, auf seinen Wegen und in seinem Hause, vor dem Teufel keine Ruhe haben sollte? Was nun aber die Mißgeburten betrifft, so ist's wahr, man hat manchmal Exempel, daß welche auf die Welt kommen, aber das geschieht alle hundert Jahre einmal. Es werden doch das Jahr lang so viele Kinder in unserem Dorfe geboren, hast du denn noch eine einzige Mißgeburt darunter gesehen? Man hat auch Exempel, daß sich die Erde aufgethan und die Leute verschlungen hat. Wenn wir nun das immer uns vorstellen und denken wollten: ach du lieber Himmel! wenn nur die Erde nicht unter mir zerreißt, so würde man in seinem Leben nicht froh. Sei du nur ruhig. Gib Achtung, du bringst mir ein Kind, das so artig und wohl-

gebildet ist, wie die Mutter." Sie lächelte, da ich das sagte.

„Und," fuhr ich fort, „was die schweren Geburten, und das Ablösen der Brüste betrifft, so laß dir deßwegen auch keine graue Haare wachsen. Gar vielmal sind die Weiber selbst an den schrecklichen Schmerzen schuld, die sie ausstehen müssen. Sitze nur nicht zu viel, und ereifre dich nicht zu sehr, geh alle Tage in die frische Luft, und treib deine Geschäfte nach wie vor, nur nimm dich in Acht, daß du keine schweren Sachen hebest, so wird sich das übrige alles geben. Künftiges Jahr um diese Zeit, wenn wir wieder hier bei einander sitzen, und kriecht ein kleiner freundlicher Junge, oder ein kleines munteres Mädchen, vor dir herum, da wirst du dich selbst wundern, wie du dir so vergebliche Grillen hast machen können."

„Ach du lieber Gott!" seufzte sie.

„Warum seufzest du denn wieder?" sagte ich. „Habe ich denn Recht oder Unrecht?"

„Du hast in allem Recht, lieber Mann," war ihre Antwort, „aber ich kann die gräßlichen Gedanken, die mir Aennchen in den Kopf gesetzt hat, nicht wieder los werden. Sie stehen mit mir auf, und gehen mit mir zu Bette. Du hast gut reden. Wenn du in meinen Umständen wärest, so würdest du wohl ein andres Liedchen singen. Sonst war ich auch nicht so, seitdem ich aber in den Umständen bin, ist es mit mir ganz anders. Was ich mir einmal in den Kopf setze, das weicht und wankt nicht, das kann ich mir nicht wieder aus dem Sinne schlagen."

Sie sagte mir das alles mit einem so treuherzigen Gesichte, daß ich ihr glauben mußte. Es wurde mir warm

um's Herze, und ich dachte bei mir selbst, was fängst du nur mit der Frau an!

Ich schwieg stille, legte den Kopf in die linke Hand, und mit der rechten spielte ich in meiner Tasche. Da fand ich ein Buch, das ich, seit meinem fünfzehnten Jahre, alle Sonntage bei mir zu tragen pflege, und das ich nur das Sonntagsbüchelchen zu nennen pflege. In das Buch habe ich nun alle guten Verse geschrieben, die unser Herr Pfarrer in seinen Predigten aus der Bibel und aus guten Liedern anführte, und die ich in andern guten Büchern fand. Ich holte es heraus. Warum? weiß ich selbst nicht. Da ich nun so in dem Büchelchen herum blätterte, und mich über die schönen Verse freuete, die ich eingeschrieben hatte, kam ich auf einen Einfall, der hundert Thaler werth war. Ich stand auf, sagte zu meiner Frau, ich will noch ein paar Möhren holen, und, indem ich nach den Möhren ging, überlegte ich, wie ich die Sache recht klug anfangen wollte. Wenn deine Frau, dachte ich, die Gedanken nicht wieder los werden kann, die sie einmal sich in den Kopf gesetzt hat, so könntest du ja nicht besser thun, als wenn du ihr recht gute Gedanken in den Kopf brächtest.

Da ich also zurück kam, schabte ich ihr eine Möhre und sagte: „Da hast du was für deinen Magen. Willst du nicht auch etwas für's Herz, das deine Angst und Bangigkeit vertreibt?"

„Ach," sagte sie, „wenn du mir das geben könntest?" „Hier habe ich es," antwortete ich, zeigte ihr mein Buch, und bat sie, daß sie sich einen Vers aussuchen möchte. Sie wählte den Vers:

„Kein Sperling fällt,
Herr, ohne deinen Willen;
Sollt dieß mein Herz nicht mit dem Troste stillen,
Daß deine Hand mein Leben hält?“

„Den Vers,“ sagte ich, „mußt du auswendig lernen, und, so oft du an Nixen, den Teufel, Mißgeburten, schwere Geburten, Ablösen der Brüste und andere dergleichen fürchterliche Sachen denkst, mußt du ihn überlegen. Da wird dir das Herzchen bald leichter werden.“

Das Mittel schlug vortrefflich an. Immer einen Tag um den andern mußte sie einen neuen Vers recht fest in die Gedanken fassen, und es währete nicht lange, so wurde sie wieder aufgeräumter.

Wer hätte das denken sollen, daß ich mit den Verschen, die ich als ein Mensch von fünfzehn bis sechszehn Jahren einschrieb, einmal meine Frau curiren würde!

Daß ich aber meine Rede nicht vergesse! Rebekchen mußte auf der Stelle den Vers: „Kein Sperling fällt,“ lernen und auswendig hersagen. Da sie ihn eben hersagte, rief Jemand hinter mir: „Ist die Ruhe gut?“

Ich sahe mich um, es war mein Nachbar Hans Jürge.

„Nun,“ fragte ich, „Nachbar Hans Jürge, wo gewesen? Hat Er auch Seinen Acker besehn?“

„Ja wohl,“ sagte er, und krazte sich dazu hinter den Ohren. „Das sind Aecker, daß Gott erbarme! Nicht werth sind sie, daß man eine Hand dran legt. Nichts als Mühe und Arbeit habe ich damit, und wenn es an das Ernten geht, so ist's nichts und wird nichts. Das eine Stück Land ist thonigt und steinigt, das andere ist beständig naß und feuchte. An solchem Lande arbeitet man ja seine Schande.“

„Wenn ich," war meine Antwort, „Ihm meine aufrichtige Meinung sagen soll, so ist alles Land gut, wenn nur die Menschen gut sind."

„Wie versteht Er das? Glaubt Er, daß ich nicht gut bin."

„Das will ich nun eben nicht sagen, meine Meinung ist nur die, daß man jedes Land, es sei, welches es wolle, durch Nachdenken und Fleiß verbessern könne."

„Da bessre sich der Mensch müde; wenn Er so klug ist, so kaufe Er mir es doch ab und zeige Seine Kunst!"

„Ist's Spaß oder Ernst?"

„Völliger Ernst. Wenn Er mitgehen will, so will ich Ihm den Acker zeigen."

Ich ging mit, und meine Frau auch. Freilich sahen die Stücke nicht zum besten aus. Das eine lag eine halbe Stunde vom Dorfe, und war sehr naß, das andere lag gleich hinter dem Dorfe an einem Hügel, und bestand aus Thon und Steinen. Auf beiden stand das Getreide so jämmerlich, daß es sich kaum der Mühe lohnte, es abzumachen. Ich hatte aber einmal von dem gnädigen Herrn gehört, wenn man bei dem Acker etwas gewinnen wolle, so dürfe man nicht gutes Land, sondern müsse das schlechteste kaufen. Gute Aecker müsse man sehr theuer bezahlen, die schlechten könne man um ein Spottgeld bekommen, und nach etlichen Jahren müßten sie doch auch gut sein. Das fiel mir jetzt wieder ein.

„Wie hoch hält Er denn seine Aecker, Nachbar Hans Jürge?" fragte ich.

„Wenn Er," war seine Antwort, „mir für jedes Stück 24 Thaler gibt, so soll Er sie haben. Da kommt der Acker 12 Thaler. Das ist ja ein Lumpengeld."

„Morgen," fuhr ich fort, „soll Er die Antwort haben." So schieden wir von einander.

Zu Hause sprach ich darüber noch vielerlei mit meiner Frau, und ließ mir merken, daß mir das nasse Stück am liebsten wäre.

„Wenn ich dir meine Meinung sagen sollte," antwortete meine Frau, „so nähmst du das nasse Stück nicht. Du bist ja sonst erstaunlich geizig mit der Zeit, nun bedenk' einmal, wie viele Zeit es kosten wird, wenn wir nach dem weiten Stücke hin und her gehen wollen. Eine halbe Stunde hin, eine halbe Stunde her. Wenn wir das Getreide einführen wollen, und es kommt unterwegs ein Regen, so wird es durchaus naß, ehe es in die Scheuer kommt. Und wie viele Zeit werden die Mistfuhren wegnehmen!"

„Seht einmal an," antwortete ich, „über die Frau Klugin! spricht sie doch, wie ein alter Verstand. Es ist wahr, wenn ich die Zeit zusammen rechne, die das Hin- und Hergehen und Fahren nach dem weiten Lande das Jahr hindurch wegnehmen würde, und was man in der Zeit arbeiten, und zu Stande bringen könnte, so sehe ich ein, daß ich mir mehr schade als nütze, wenn ich das Land kaufen wollte. Es soll nicht geschehen, darauf kannst du dich verlassen."

Den folgenden Tag ging ich hin zu Nachbar Hans Jürgen. „Herr Nachbar," sagte ich, „ich bin kein Freund von Weitläuftigkeiten. Ich will Ihm geradezu sagen, was ich geben kann. Hier sind 16 Thaler, die ich von meiner Hochzeit ersparet habe. Will Er mir dafür das Stück hinter dem Dorfe lassen?"

Er wollte anfänglich nicht dran, bestand auf zwanzig

Thalern, und ließ mich wieder gehen. Gegen Abend aber kam er doch geschlichen und schloß den Handel mit mir.

Meine Frau mußte sogleich etwas zu essen herbei bringen, und ein paar Kannen Bier holen, und ich behielt ihn zu Tische. Da kamen wir nun in einen Discurs, der bis um 11 Uhr dauerte. Er klagte jämmerlich über böse Zeiten, Mißjahre, schwere Abgaben, Unglück in der Viehzucht und dergleichen.

Ich gab ihm allerlei gute Anschläge, wie er seine Aecker, seine Viehzucht verbessern, die Mistjauche benützen könnte. Er schüttelte zu Allem den Kopf und meinte, das wären Neuerungen, und Neuerungen taugten nichts. Da ich von der Jauche zu reden anfing, lachte er, daß ihm der Bauch schütterte.

„Unsere Vorfahren," sagte er, „sind auch keine Narren gewesen. Wenn sie gewußt hätten, daß an der Jauche etwas wäre, so würden sie sie nicht zum Hofe hinaus geleitet haben."

Ueber dem Discurse fing nun Rebekchen an zu nicken*), und ich gab ihr den Rath, daß sie zu Bette gehen sollte.

Sobald Nachbar Hans Jürge mit mir alleine war, fing er ein Gespräch an, das ich in meinem Leben nicht vergessen werde, und Ihm ausführlich wieder erzählen will.

„Nachbar Kluge," sagte er, „ich sehe, daß Er ein so braver, rechtschaffener Mann ist, ich will ihm doch etwas im Vertrauen sagen, was noch kein Mensch von mir erfahren hat. Aber — es bleibt unter uns."

„Und was wäre das?"

„Ich will ihn glücklich machen."

---

*) Einzuschlafen.

„Mich glücklich? Ich bin's ja schon. Ich bin gesund, habe ein gut Gewissen, ein Gütchen, eine ehrliche Frau, Arbeit und Brod, so viel ich brauche."

„Ja zwischen Glückseligkeit und Glückseligkeit ist ein großer Unterschied. Er ist ein junger Anfänger, Er muß mehr Aecker haben, braucht noch vielerlei in Seine Haushaltung —"

„Je nun, das wird in etlichen Jahren alle da sein."

„Ja, das glaubt Er wohl. Versuche Er es aber nur und wirthschafte Er ein paar Jahre, lasse ein Paar Kinderchen und ein Hauskreuzchen kommen, da wird Er wohl sehen, wie schwer eine Haushaltung zu führen ist."

„Wenn nun auch das Alles wäre, kann Er mir denn helfen?"

„Ja, das kann ich. Seh' Er, Nachbar Kluge, ich bin ein armer, unwürdiger Mensch, aber der liebe Gott hat mir doch eine ganz besondere Gnade geschenkt, und mir Einsichten gegeben, die unter zehntausend Menschen kaum Einer hat. Ich habe von meinem Vater ein Buch geerbt, das ist mir lieber als ein Fürstenthum. Da steckt Weisheit! Da steckt Weisheit!"

„Und was steht denn in dem Buche? Etwa wie man das Land verbessern, seine Gesundheit erhalten, oder Kinder erziehen könne?"

„Ach, das sind lauter Kleinigkeiten, um die sich der hocherleuchtete Verfasser des Buchs gar nicht bekümmert hat. Es handelt vom Stein der Weisen."

„Was ist das für ein Stein?"

„Das ist ein Stein, den der nur findet, dem der liebe Gott die Augen öffnet. Wer den hat, der hat Alles. Der kann aus Blei Gold machen, und kann sein Leben bis auf

tausend Jahre bringen. Da mir nun der liebe Gott diese sonderbare Gnade mitgetheilt hat, so dachte ich, du willst dein Pfund nicht vergraben, willst deinem Nebenmenschen auch etwas zukommen lassen, willst deinen Nachbar Kluge glücklich machen."

„Das ist Dankens werth. Aber sag' Er mir doch, Nachbar Hans Jürge, wenn Er Gold machen kann, wie kommt es denn, daß Er so sehr über Noth und Mangel klagt? Warum verbessert Er denn Seine Haushaltung nicht? Warum läßt Er denn Sein Haus nicht neu decken, das hat ja Löcher im Dache, daß man die Sterne durchsehen kann. Warum schafft Er sich denn nicht wenigstens, statt der Gurre, die Er hat, ein tüchtiges Pferd an?"

„Darauf will ich Ihm dienen. Seh' Er, Nachbar Kluge, der wahre Adeptus *) macht von seiner Kunst keinen Gebrauch. Er freuet sich im Stillen darüber, und dankt dem barmherzigen Gott für die Weisheit, die er ihm geschenkt hat."

„Was hilft mir denn die Kunst, wenn ich keinen Gebrauch davon mache?"

„So oft es nöthig ist, thut man es."

„Macht Er mir doch das Maul recht wäßrig. So sag' Er mir doch etwas davon!"

„Es gehört vorzüglich dreierlei dazu. Sulphur, kalt Feuer und trocken Wasser."

„Das versteh' ich nicht. Was soll denn das heißen?"

„Das wird Er nach und nach Alles erfahren, wenn wir nur erst ein paar Jahre mit einander laborirt haben. Jetzt

---

*) So nennen sich die Leute, welche vorgeben, daß sie Gold machen könnten.

habe ich einen Proceß *), der mir gegen fünf bis sechstausend Thaler einbringen wird, davon ich künftiges Jahr meine Haushaltung verbessern will. Daß Er sieht, Nachbar Kluge, daß ich's ehrlich und redlich mit Ihm meine, die will ich mit Ihm theilen."

„Fünf bis sechstausend Thaler mit mir theilen? Nein, das kann ich nicht annehmen. Was soll ich Ihm denn dagegen geben?"

„Fünfzig Thaler — mehr nicht — ich suche meinen Vortheil nicht dabei, es ist mir aber nur darum zu thun, daß ich Ihn glücklich machen will."

„Will Er denn die fünfzig Thaler von dem Gelde abziehen, das auf meinen Theil kommt?"

„Nein, so meine ich's nicht. Die fünfzig Thaler muß ich diese Woche noch haben, daß ich dafür noch anschaffe, was zum Processe nöthig ist."

„Fünfzig Thaler — dafür soll ich zwei bis dreitausend Thaler bekommen, das ist viel. Aber ich muß Ihm doch eine Bedenklichkeit sagen. Sirach spricht: „Mein Kind, stecke dich nicht in mancherlei Händel." Ich stecke jetzt schon in einem Processe, der mir auch manch Goldstückchen abwerfen wird. Den will ich erst zu Ende bringen, hernach wollen wir weiter mit einander von der Sache reden. Sich in zweierlei Processe zugleich einzulassen, das thut nicht gut."

„Was braucht Er denn zu Seinem Processe?"

„Vorzüglich dreierlei, Nachdenken, Fleiß und Mistjauche."

„Ich versteh' Ihn nicht."

*) So nennt man die Arbeiten der Scheidekünstler oder Chemisten.

„Das ist nun ein Unglück, daß wir einander nicht verstehen. Er versteht mich nicht und ich Ihn nicht. Es scheint ordentlich, wie wenn wir gar nicht für einander gemacht wären.“

„Dem mag nun sein, wie ihm will, geb' Er mir nur die fünfzig Thaler. Er braucht ja gar keine Hand anzulegen, ich will Alles thun, am Ende theile ich doch mit Ihm. Kann Er denn Sein Glück nicht erkennen?“

„Das kann ich wohl. Aber vergesse Er Seine Rede nicht! Er sagte ja selbst, der wahre Adeptus mache nicht eher von seiner Kunst Gebrauch, bis es nöthig wäre. Jetzt habe ich es aber nicht nöthig. Soviel ich brauche, habe ich, und wenn ich so viel Geld auf einmal bekommen sollte, was sollte ich denn damit anfangen?“

Da er nun sah, daß ich nicht zu bekehren war, trank er sein Bier aus und ging fort.

Nach der Zeit kam der Mann von Tag zu Tag immer mehr zurück, die Länderei, das Häuschen, alles mußte er nach und nach verkaufen. Am Ende suchte er sein Brod vor den Thüren, und erfror, da er sich einmal auf einer Wanderschaft verirrt hatte und kein Dorf erreichen konnte. Mein Stein der Weisen mußte also doch mehr werth sein, als der Seinige. Der Meinige machte mich aus einem Bettler zu einem begüterten Manne, der Seinige brachte ihn aus den besten Umständen an den Bettelstab.

Doch wieder auf mein Land zu kommen! Ich glaube, der römische Kaiser konnte nicht vergnügter sein, da er Gallizien und Lodomerien bekommen hatte, als ich, da ich nun ein Stückchen Land besaß, das ich mein Eigenthum nennen konnte. „Das soll,“ sagte ich, „für meine Kinder und Kindeskinder ein Andenken von unserm Hochzeittage

sein, und alle Jahre, wenn der Hochzeittag kommt, wollen wir ihn auf diesem Platze feiern."

„Das ist ja wohl gut," sagte Rebekchen, „aber sag' mir nur, was du mit dem Lande anfangen willst? Es ist ja nicht werth, daß man einen Pflug daran bringt?"

„Darum," antwortete ich, sei du nur unbekümmert! das ist meine Sorge. Schaff' mir nur fünfzig Acker solches Land, du sollst bald deine Lust und Freude daran sehen."

Nun ging ich alle Woche, wenn ich Feierabend gemacht hatte, nach meinem neuen Eigenthume und dachte nach, wie ich es recht gut benützen wollte. Die eine Hälfte lief schräge den Hügel hinauf, die andere aber lag ziemlich gerade, war aber eben so thonigt und steinigt wie jene. Da sah ich nun bald ein, daß die untere Hälfte gutes Getreide tragen müßte, wenn nur der Boden gebessert würde. Womit sollte ich ihn aber bessern? das war die Frage. Ich sann hin und her, und konnte immer nichts aussinnen. Endlich ging ich einmal an dem Bache hin, der nicht weit von meinem Lande war, und hatte meine Betrachtungen über das helle Wasser, das darin floß. Lange ist mir kein Spatziergang so gut bezahlt worden, als dieser. Ich bemerkte nämlich, daß am Rande große Haufen Kies lagen, die die Bauern heraus geworfen hatten. Ich nahm ihn in die Hand und sah, daß er recht artig klar war. Hm! dachte ich, wenn du den Kies auf den Thon brächtest, so sollte er wohl bald locker werden. Es ist ja ordentlich, als wenn ihn der liebe Gott hierher geführt hätte, daß du deinen Acker davon bessern solltest. Was hatte ich zu thun? Sobald die Winterfrucht vom Lande war, die Nachbar Hans Jürge noch bekam, stand ich alle Morgen mit Stephanen eine Stunde früher auf, und wenn wir die Jauche

ausgeschöpft hatten, ging es mit Schüttkarren hinaus an den Bach, und nun wurde von dem Kiese eingeladen, und auf den Acker gefahren, was möglich war.

Ehe sechs Wochen in's Land gingen, war das ganze untere Stück damit überfahren. Nun ließ ich ihn den Winter über brav durchfrieren, im Frühjahre schmiß ich ihn aus einander, ließ ihn unterackern und Hafer darauf säen.

Ei du lieber Himmel! kriegte ich da nicht Hafer! wie Rohr war er! Alle Leute, die vorbei gingen, schlugen in die Hände und sperrten Maul und Nase auf.

Den obern Theil des Landes mußte ich freilich ganz anders behandeln. Hätte ich Kies darauf bringen wollen, so würden ihn die Schlagregen bald wieder weggewaschen haben; wollte ich Getreide darauf säen, so sah ich voraus, daß ich so wenig ernten würde, als Nachbar Hans Jürge. Darin versehen es die Landleute fast immer, daß sie das Land zwingen wollen, daß es durchaus Roggen, Weizen, Gerste oder Hafer tragen soll. Als wenn es nicht noch andere Gewächse gäbe, die eben so nutzbar, wie Getreide, wären.

Aus meinem Land- und Gartenschatze wußte ich noch, daß auf bergigtem Lande nichts besser als Esparsette fortkomme. Ich beschloß, den oberen Theil damit zu besäen.

Ehe ich es aber that, meldete ich es erst dem gnädigen Herrn und bat ihn, daß er mir die Esparsette nicht durch den Schäfer möchte abhüten lassen. Er gab mir sein Wort drauf, daß es nicht geschehen sollte, und nun, sobald ich das hatte, that ich mein möglichstes, das Land so zurechte zu machen, daß es gute Esparsette tragen könnte. Das nächste Jahr ließ ich es dreimal ackern, und ließ Stephan

alle großen Steine ablesen, im andern Jahre, da das Land vom Unkraute rein war, besäete ich es mit Esparsette, im dritten Jahre stand sie da wie ein Wald, und ich konnte sie alle Jahre zwei- bis dreimal abhauen. Er mag es mir glauben oder nicht, so ist's doch wahr, das nämliche Stück Land, das ich mit 16 Thalern bezahlt hatte, trug mir wenigstens eben so viel ein, als zwei Acker Wiese, die man gemeiniglich mit 200 Thalern zu bezahlen pflegt. Da sah ich ein, daß der gnädige Herr Recht hatte, wenn er sagte, man müsse nicht nach gutem, sondern nach schlechtem Lande kaufen, wenn man dabei etwas gewinnen wolle.

Aber freilich muß man das Land besser zu behandeln wissen, als Nachbar Hans Jürge, sonst arbeitet man sich an den Bettelstab, man mag gutes oder schlechtes Land haben.

Meine Kinderzucht schlug mir so gut an, wie meine Esparsette. Die Zeit kam immer näher, da meine Frau in's Kindbette kommen sollte, und mir — mir wurde immer bänger um's Herze. Du lieber Gott, dachte ich, wie wird es deiner armen Frau gehen, wenn die Noth eintritt! Die alte Wehemutter ist so eine alberne, einfältige Frau! Du würdest dich bedenken, wenn du ihr eine junge Ziege anvertrauen solltest, und dein armes Kind und deine ehrliche Frau willst du ihrer Gewalt übergeben. Ich kratzte mich in dem Kopfe und setzte mich auf die Schiebkarre, mit welcher ich eben Kies auf mein Land geführt hatte.

„Guten Morgen, Nachbar Kluge!“ rief mir Jemand zu. Ich drehte mich und sah, daß es des Schulzen Frau war. Nun ist das immer meine Mode so gewesen, daß ich allen Leuten, die mir begegneten, einen freundlichen guten Morgen, guten Tag, guten Abend, wie es die Zeit eben

mit sich brachte, bot, und daß ich jedem freundlich dankte, der mich grüßte. Ich hatte das von unserm Herrn Pfarrer gelernt. Dieser predigte einmal von der Menschenliebe, und da er ein Langes und Breites davon gesprochen hatte, wie ein Mensch dem andern das Leben angenehm machen könne, so sagte er: lieben Freunde, wenn ihr weiter nichts für einander thun könnt, so sprechet doch wenigstens einander freundlich zu! Ein freundlicher Gruß hat schon manchen Betrübten aufgerichtet.

Da ich also hörte, daß mir Jemand einen guten Morgen bot, drehete ich mich sogleich um, und dankte eben so freundlich.

Mein freundlicher Dank lösete der Frau Schulzin die Zunge. „Ist Er schon," sagte sie, „so fleißig gewesen?"

„Ja," war meine Antwort, „man muß ja wohl fleißig sein, wenn man Frau und Kinder ernähren will."

„Spricht Er doch," fuhr sie fort, „wie ein alter Vater. Er hat ja noch keine Kinder."

Nun folgte ein Wort auf das andere, und die Rede kam endlich auf die Umstände meiner Frau. Da ich ein Bischen ängstlich that, sagte sie: „Lasse Er sich deßwegen keine grauen Haare wachsen! Ich habe sechs Kinder zur Welt gebracht, Gott sei es gedankt, alle gesund und gerade. Meinen beiden Töchtern habe ich auch in der Noth beigestanden. Wenn ich Seiner Frau mit Rath und That an die Hand gehen kann, so will ich es von Herzen gern thun." Sie gab mir die Hand darauf, und hielt ihr Wort, wie es einer ehrlichen Frau zukommt.

Acht Tage darauf bescherte mir der liebe Gott mein Friederikchen, ein gesundes, schönes, vollkommenes Kind. Sobald es zur Welt gekommen war, sagte mir die alte

Wehemutter, die ich Ehren halber auch hatte rufen lassen müssen, ich sollte geschwinde, geschwinde auf die Gasse gehen und sehen, was für ein Zeichen über meinem Hause am Himmel stünde.

„Ei," sagte ich, „ich verstehe mich nicht auf die Zeichen."

„Ihr werdet doch," fuhr sie heftig auf, „Augen haben, und sehen, ob ein Besen, oder eine Ruthe, oder eine Gabel, oder ein Pferd, oder sonst etwas dasteht."

Wollte ich Ruhe haben, so mußte ich wohl hinaus gehen.

Ich kam bald wieder und sagte: „Der ganze Himmel über meinem Hause ist voll Schäfchen."

„Nun, Gott sei Lob und Dank!" sprach die Alte, „das Kind ist zu einer glücklichen Stunde geboren, es wird so fromm werden, wie ein Schäfchen, und einmal recht viele Schäfchen bekommen." Nun machte sie dem Kinde drei Kreuze über die Stirn und murmelte einige Worte dazu, die ich aber nicht verstehen konnte. Sobald sie alles bei meiner Frau in Ordnung gebracht hatte, forderte sie eine von meinen Mützen und setzte sie ihr auf.

Ich mußte gerade weg lachen, da meine Frau mit einer Mannsmütze zum Bette heraus guckte und fragte, was denn das sein solle?

„Das versteht Er nicht, Nachbar Kluge," sagte die Alte. „Eine Wöchnerin, eine Wöchnerin muß sich sehr in Acht nehmen, besonders so lange das Kind noch nicht getauft ist. Vor der Taufe ist ja das Kind in des Teufels Gewalt, weiß Er denn das nicht?"

„Und wenn denn das auch wäre," antwortete ich, „was soll denn die Mannsmütze helfen?"

„Eine Wöchnerin," war ihre Antwort, „muß allemal von ihrem Manne ein Kleidungsstück anhaben, so hat der Teufel keine Gewalt, weder an ihr noch an ihrem Kinde."

Ich wollte ihr es aus dem Kopfe reden, die Frau Schulzin stimmte mir bei, sie aber blieb auf ihrem Kopfe, und wollte schon wieder ihre alten Schnurrpfeifen anfangen, von Kindern, die der Böse ausgetauscht hätte. Da zerriß mir die Geduld, ich faßte sie bei der Hand, führte sie zur Thür hinaus und sagte: „Frau Aennchen! Frau Aennchen, wenn Ihr mein Haus lieb ist, so schweigt Sie still! Sieht Sie denn nicht, wie schwach meine arme Frau ist? Will Sie mir denn meine Frau unter die Erde bringen? Wenn Sie ihr von nichts als vom Teufel vorschwatzt, so muß ja der Frau nothwendig angst und bange werden. Und wenn sie etwas hört oder sieht, muß sie ja nothwendig erschrecken, und denken, es wäre der Teufel. Könnte so eine Frau nicht den Tod vom Schrecken haben? Ein Wort so gut als zehn! sobald Sie wieder solch' albernes Zeug schwatzt, so führe ich Sie zum Hause hinaus, und melde die Sache dem gnädigen Herrn, der wird Ihr bald das Handwerk legen."

Da sie vom gnädigen Herrn hörte, zog sie gelindere Saiten auf und war mausestille.

Die Frau Schulzin war unterdessen bei meiner Frau geblieben, und sie war mir wie ein Engel, den mir der liebe Gott zugeschickt hatte. Da ich in die Stube trat, saß sie am Bette, drückte meiner Frau die Hand und sagte: „Sei Sie nur ruhig, Frau Klugin! schlage Sie sich die Narrenpossen aus dem Sinne. Ich habe so viele Kinder gehabt, und habe niemals etwas, weder vom Teufel noch von seiner Großmutter gesehen. Sie und Ihr liebes Kind

ist ja unter Gottes Schutze. Der wird Sie gewiß besser beschützen, als Ihres Mannes Mütze."

Jetzt ging sie fort, und die Wehemutter trat herein. „Nachbar Kluge," sagte sie, „hat Er kein Leinöl im Hause?"

„Das habe ich wohl," war meine Antwort, „was will Sie aber damit machen?" fragte ich.

„Seiner Frau will ich ein paar Löffel davon eingeben."

„Meiner Frau?" fragte ich, „meiner Frau Leinöl eingeben? Ist Sie denn nicht klug? Was soll denn die Fettigkeit in dem Magen? Es könnte ja ein gesunder Mensch das Fieber davon bekommen, geschweige denn eine kranke Frau."

„Das versteht Er nicht," fuhr sie fort. „Das Leinöl heilt. Und seine Frau muß es nehmen, weil man nicht weiß, ob nicht etwa etwas im Leibe zerrissen ist."

Ich wollte ihr wieder antworten, da trat aber zu meinem Glücke die Frau Schulzin herein. „Was gibt's hier wieder?" fragte sie. „Leinöl wollt Ihr einer Wöchnerin geben? Ich glaube Ihr seid nicht gescheidt. Ich leide es nicht, daß es meine Magd den Kühen eingibt. Hier Frau Klugin, ist Chamillenthee. Ich habe ein Händchen voll Chamillen in einen reinen Topf gethan, kochendes Wasser darüber gegossen, das trinke Sie! es wird Ihr bessern Dienst thun, als eine ganze Flasche voll Leinöl. Die gnädige Frau hat es mir recommandirt, und ich habe mich immer wohl dabei befunden."

Meine Frau trank davon, und es wurde ihr sogleich leichter ums Herz.

Die Wehemutter brummte, trat an's Fenster, kam wieder zurück und sagte: „So gebt doch der Frau wenigstens ein dicker Deckbette! Das Bettchen, das sie auf sich

hat, ist ja so leicht, daß es kein Wunder wäre, wenn sie erfröre. Und ein Glas Branntwein muß sie trinken. Hört Er's, Nachbar Kluge?"

„Wozu," fragte ich, „soll denn das dicke Deckbett und der Branntwein?"

„Dazu," war ihre Antwort, „daß der Friesel heraus kommt."

„Meine Frau," sagte ich, „soll den Friesel bekommen?"

Sie sperrte schon das Maul auf und wollte antworten, ehe sie aber noch ein Wort vorbringen konnte, rumpelte eine Kutsche auf der Gasse hin, und hielt stille, da sie vor mein Haus kam.

Ich sah zum Fenster hinaus, da war es, weiß der liebe Gott, die gnädige Frau. „Ich gratulire," sagte sie, „zur jungen Tochter!"

Wie der Wind lief ich hinaus und wollte sehen, was ihr Anbringen wäre. Sie war aber schon ausgestiegen, da ich vor die Thür kam, und wollte herein gehen.

„Wie komme ich denn," fragte ich, „zu der Ehre?"

„Ich wollte," war ihre Antwort, „doch sehen, wie sich deine Frau befände," und, ohne ein Wort weiter zu wechseln, ging sie in die Stube.

Die Frau Schulzin trug ihr sogleich den Streit vor, den sie mit der Wehemutter gehabt hatte. Sie schüttelte den Kopf, und befahl der Wehemutter, daß sie auf das Gut gehen, und etwas dort holen sollte.

Sie war kaum zum Hause hinaus, so fing die gnädige Frau einen Discurs an, den ich in meinem Leben nicht vergessen werde. „Ach die Wehemütter, die Wehemütter," sagte sie, „bringen viele Menschen um's Leben! In'sgemein nimmt man die albernsten, einfältigsten, abergläubischsten

Weiber zu diesem wichtigen Amte. In dieser ihre Hände geräth nun der junge, kleine, schwache Mensch, wenn er auf die Welt kommt. Der gütige Gott hat den Weibern und Kindern Kräfte genug gegeben. Aber durch die alberne Art, wie sie die Wehemütter gemeiniglich behandeln, werden sie oft getödtet. Vom Teufel hat Aennchen gesprochen? Die alberne Frau! Die Wöchnerin hat ja so ihre Schmerzen an ihrem Leibe, wenn ihr nun noch Furcht vor dem Teufel beigebracht wird, so wäre es ja kein Wunder, wenn sie ganz muthlos würde. Wäre es denn nicht besser, wenn man mit so einer Frau vom lieben Gott spräche, und ihr zeigte, wie er für den jungen Menschen, schon in Mutterleibe, und bei der Geburt, sorgt, und wie weißlich er seinen kleinen Körper, und alle Theile desselben gebildet hat? Das machte doch Freude, und guten, fröhlichen Muth, der bei einer Wöchnerin so nöthig ist.“

Nun gab sie mir noch allerlei Anschläge, wie ich die Wöchnerin und das Kind behandeln sollte. Sie meinte, ich sollte bei beiden gar nichts von Arzneien brauchen, sondern sie der Natur überlassen. Der liebe Gott hätte den Weibern und Kindern schon so viele Kräfte gegeben, daß sie keine Arznei brauchten. In den ersten Tagen sollte ich der Frau etwas Chamillenthee zu trinken, und Habergrützsuppen, Graupen und Gemüse zu essen geben, das nicht schwer zu verdauen wäre. Bei Leibe sollte sie aber nicht hitzige Getränke, z. B. Wein, oder gar Branntwein genießen. Das Deckbette müsse leicht, die Stube nicht stark geheizt, und immer frische Luft drin sein. Sollte sich ja ein gefährlicher Umstand zeigen, so wäre das Beste, wenn ich gleich zu dem Herrn Doctor Ropmann ginge, und da guten Rath holte.

Nun stand sie auf und wollte wieder fortfahren. Ehe sie aber zur Stube hinaus ging, sahe sie noch einmal nach dem Kinde, und freuete sich, daß es so wohl gebildet war. „Nun Kluge," sagte sie, „bist du um tausend Thaler reicher. Wenn du das Mädchen gut erziehst, so wird es dir und deiner Frau beistehen, und euch einmal im Alter unterstützen. Sieh nur immer drauf, daß das Kind nicht auf dem Rücken, sondern immer auf die Seite, bald auf die rechte, bald auf die linke gelegt werde, damit der Schleim aus dem Munde abfließen kann. Du mußt auch drüber halten, daß das Kind bald mit dem Kopfe, bald mit den Füßen nach der Stubenthür zu liege."

„Und warum denn das, gnädige Frau?" fragte ich.

„Deßwegen," antwortete sie, „daß es nicht schielen lernt. Die kleinen Kinder sehen immer nach den Fenstern zu, weil es da am hellesten ist, und immer mit dem Auge am stärksten, das oben ist. Wenn das Kind auf der rechten Seite liegt, so sieht es am stärksten mit dem linken Auge, liegt es aber auf der linken Seite, so gebraucht es das rechte Auge am stärksten. Wenn es nun immer mit einem Auge nach dem Fenster zu sähe, so würde es dies Auge stärker, als das andere gebrauchen, und sich so an das Schielen gewöhnen. Noch eins! wie ist denn das Kind gewikkelt? Frau Schulzin, wickelt es doch auf, das muß ich auch noch sehen."

Die Frau Schulzin that es, und die gnädige Frau schlug in die Hände, da sie sahe, wie es gewickelt war.

„Seht einmal an!" sagte sie, „was für albernes Zeug die Wehemutter macht! hat das arme Kind wie ein Knauel zusammengepreßt! Auf diese Art kann es sich ja weder regen noch bewegen. Wie kann es denn da gesund bleiben?

Die Bewegung ist ja das Beste in der Welt! Wenn das Wasser 24 Stunden stille steht, so wird es faul und stinkt. Die jungen Hunde und Katzen, die doch blind geboren werden, bewegen sich, wollte man sie einwickeln, so würde wenigstens ein Drittheil davon crepiren. Warum soll denn der junge Mensch allein so zusammengepreßt werden, daß er sich nicht bewegen kann? Darf man sich denn hernach wundern, wenn die armen Kinder, die so zusammengepreßt werden, allerlei Krankheiten, oder krumme Beine, bekommen, oder gar sterben? Schulzin, Ihr seid eine vernünftige Frau, wenn ich Euch ferner dafür halten soll, so sorgt dafür, daß das arme Kind ganz leicht, und so gewickelt werde, daß es sich frei bewegen kann. Alles, was lebt, muß sich bewegen können. Seht, das liebe Kind kann sich noch nicht helfen; wir Erwachsene, denen der liebe Gott gesunden Menschenverstand gegeben hat, sind die Personen, die für seine Gesundheit und Leben sorgen müssen. Es würde über uns einmal seufzen, wenn wir uns nicht seiner annehmen wollten. Es wird uns aber einst segnen und für uns zu Gott beten, wenn wir ihm in seinem hülflosen Zustande beistehen."

Darauf drückte sie meiner Frau, der Frau Schulzin und mir, die Hände, stieg in den Wagen und fuhr fort. Ich vergesse es in meinem Leben nicht, wie freundlich sie aussahe. Es gibt ja auch für den Menschen keine größere Freude, als wenn man weiß, daß man etwas Gutes gethan hat. Ich sah ihr nach so lange, bis die Kutsche um die Ecke herum war, und dachte bei mir selbst, das ist doch die größte Freude und bleibt die größte Freude, wenn man etwas Gutes thun kann! Der gnädige Herr und die gnädige Frau haben so vieles Geld! Und wozu wenden sie es

an? Blos dazu, daß sie Gutes thun. Wenn Kleiderpracht und Schwelgen mehr Freude machte, so würden sie es wohl dazu anwenden. Wer doch auch recht viel Geld hätte, daß er recht viel Gutes thun könnte!

Da ich das dachte, kam ein vornehmer Herr im vollen Galop, mit seinem Bedienten durch's Dorf geritten. Ich nahm meinen Hut vor ihm ab, und er dankte mir. Da er an die Ecke der Gasse gekommen war, hielt er stille, winkte mir, und rief: „He!“

Wie der Wind lief ich zu ihm und fragte, was er von mir wollte?

„Ist das,“ fragte er, „der rechte Weg nach Mühlhausen?“

„Behüte Gott,“ sagte ich, „wenn Sie auf diesem Wege fortreiten, so kommen Sie in Ihrem Leben nicht nach Mühlhausen. Sie müssen wieder zum Dorfe hinaus, und sich immer linker Hand halten.“

Er ritt zurück! und ich begleitete ihn, und brachte ihn auf den rechten Weg. „Du bist ein ehrlicher Kerl,“ sagte er, „du hast mir eine Gefälligkeit erzeigt, die mir lieber als hundert Thaler ist, weil ich heute nothwendig nach Mühlhausen muß. Da ist etwas für deine Mühe.“

„Gnädiger Herr!“ sagte ich, „wenn ich Ihnen eine Gefälligkeit erzeigt habe, die Ihnen lieber ist, als hundert Thaler, so bin ich genug bezahlt. Es gibt ja keine größere Freude auf der Welt, als die, daß man seinem Nebenmenschen beistehen kann.“

„Was? was sagst du?“ fragte er, und drückte den Hut tief in die Augen.

„Wie ich gesagt habe, gnädiger Herr, ich glaube, daß

es keine größere Freude gibt, als die, daß man seinem Nebenmenschen helfen kann."

Da steckte er sein Geld ein, und sagte: „Wenn's so ist, so muß ich freilich meinen halben Gulden wieder zurücknehmen. Ein Mann wie du bist, belohnt sich selbst, und braucht keine andere Belohnung. Wie heißt du?"

„Sebastian Kluge," antwortete ich, „gnädiger Herr."

„Den Namen," sagte er, „will ich mir merken. Kann ich dir einmal wieder helfen, so kannst du gewiß darauf rechnen."

Nun schwenkte er den Hut, und ritt fort. Ich ging zurück und dachte bei mir selbst, wenn der Mensch sonst Gutes thun will, so kann er es, auch wenn er kein Geld hat. Jetzt willst du deiner lieben Frau und deinem lieben Kinde beistehen. Das ist auch etwas Gutes, und kostet wenig oder kein Geld.

Ich ging vergnügt nach meiner Stube zurück, und so, wie ich die Thür aufmachte, streckte meine Frau die Arme nach mir aus, und rief: „Komm Kluge!"

Ich kam, sie drückte mich an ihr Herz, und sagte: „was für eine herrliche Frau ist die gnädige Frau! Denk einmal, sie kommt zu uns armen Leuten und steht uns in unserer Noth bei! Willst du mir wohl einen Gefallen thun? Kluge! He?"

„Von Herzen gern," antwortete ich, „wenn es sich nur thun läßt. Was für einen Gefallen soll ich dir denn thun?

„Kurz und gut," sagte sie, „du sollst die gnädige Frau bei unserm Kinde zur Gevatterin bitten."

Ich riß mich von ihr los, trat an's Fenster, und überlegte die Sache. Hernach drehete ich mich wieder um, und sagte: „Mein liebes Rebekchen, das geht nicht, das kann

nicht sein! Wir sind arme Bauersleute, und das ist eine gnädige Frau. Wenn der Mensch Gevattern bittet, so muß er bei seinem Stande bleiben. Wenn wir eine so vornehme Frau zur Gevatterin erbitten wollten, könnte es nicht das Ansehen haben, als wenn es uns um das Pathengeschenk zu thun wäre? Willst du wohl das auf dir sitzen lassen, daß Kluge und seine Frau Gevattern bäten, um ein Pathengeschenk zu bekommen?"

Sie wendete noch eines und das andere ein, endlich gab sie aber nach, und ich nahm meinen Hut und ging fort, um eine Freundin von meiner Frau zu bitten, daß sie meinem Kinde zur Taufe beförderlich wäre.

Da ich ein paar Schritte von meinem Hause war, begegnete mir der gnädige Herr. Er fragte sogleich, wo ich hingehen wollte, und da ich es ihm gesagt hatte, fragte er weiter: „Wirst du einen großen Kindtaufschmaus geben?"

„Daran," sagte ich, „habe ich wirklich noch nicht gedacht. Meine Frau und mein Kind lagen mir so am Herzen, daß ich darüber alles vergessen habe."

„Nun," sagte er, „das ist mir lieber, als wenn du so für den Kindtaufschmaus gesorgt hättest, daß darüber deine Frau und dein Kind wären vergessen worden. Wenn du aber nun anfangen willst, dich um Fleisch und Braten, Bier und dergleichen, zu bekümmern, wer soll denn für deine Frau und dein Kind sorgen?"

„Die Frau Schulzin," sagte ich, „ist so gut, daß sie immer bei meiner Frau bleibt, und das ist gar eine verständige brave Frau."

„Das gefällt mir," fuhr der gnädige Herr fort, „weißt du denn aber, wo Mehl, Butter und Eier sind? Wo du

die Löffel und Teller suchen? Wie viel Pfund Fleisch du einkaufen sollst?"

„Freilich," sagte ich, „weiß ich das nicht. Um dergleichen Dinge habe ich mich nie bekümmert, sondern sie meiner Frau überlassen, die ist ja da, die kann ich ja um Rath fragen."

„Das willst du wirklich thun?" fragte der gnädige Herr. „Da möchte ich deine Frau nicht sein. Das arme Weib ist durch die Geburt abgemattet, hat ihre Schmerzen an ihrem Leibe, hat die Ruhe so nöthig, nun willst du alle Augenblicke kommen und fragen: wo steht denn die Butter? Von welchen Eiern soll ich denn nehmen? Wie viel Pfund Butter, wie viele Eier brauche ich denn zu einem Kuchen? Ich will es dir kurz und gut sagen: viele Wöchnerinnen und Kinder werden bei den Kindtaufschmäusen verwahrlost. Anstatt, daß aller Augen auf die Frau und das neugeborene Kind gerichtet sein sollten, so denkt das ganze Haus auf nichts, als auf kochen, sieden und braten. Alle Augenblicke wird die kranke Frau angelaufen, und über hunderterlei Dinge gefragt, wie kann sie denn da ausruhen? Nun verbrennt da ein Kuchen, dort geräth ein Braten nicht, es werden Schüsseln und Töpfe zerbrochen, das wird ihr alles zu Ohren gebracht — stell' dir doch nur vor, wie es da der armen Frau zu Muthe sein muß! Muß sie sich da nicht immer ängstigen und ärgern? Nun wird die Stube voll Leute — Kluge stell' dir einmal vor, wie dir zu Muthe sein würde, wenn du eine Wöchnerin wärest, hättest alle Augenblicke bald das, bald jenes nöthig, dabei man nicht gern andere Leute zusehen läßt, und solltest unter zwanzig bis dreißig Leuten liegen. Nun wird um sie herum gegessen und getrunken, und sie soll nichts davon

kriegen. Kannst du es ihr denn verdenken, wenn sie lüstern wird? Da kommen denn die guten Freundinnen und stecken ihr zu, eine ein Tellerchen voll Stockfisch, die andere ein Stück Kuchen, die dritte ein Glas Branntwein. Ist's denn da ein Wunder, wenn den andern Tag die Wöchnerin krank ist, oder das Kind den Tod von ihr trinket? Da heißt's hernach, die Krankheit der Wöchnerin und des Kindes wären Folgen der Geburt. Es ist aber nicht wahr, sie kommen fast immer von der verkehrten Art her, wie beide behandelt werden, und — von den Kindtaufschmäusen."

„Aha," sagte ich, „nun verstehe ich's, warum die Kindtaufschmäuse im Gotha'schen Lande so strenge verboten sind. Die Obrigkeit hat das vermuthlich gethan zum Besten der Wöchnerinnen und der Kinder."

„Ei das versteht sich," fuhr der gnädige Herr fort. „Eine Obrigkeit, die ihre Unterthanen liebt, kann keine Gewohnheit dulden, bei welcher das Leben der Unterthanen in Gefahr kommt."

„Wissen Sie was, gnädiger Herr," sagte ich, „was ich thun will? Ich richte keinen Kindtaufschmaus aus. Lieber warte ich, bis meine Frau wieder gesund ist, und bitte dann etliche gute Freunde zu mir."

Damit war der gnädige Herr zufrieden und ging fort.

Den andern Tag ließ ich mein Kind taufen, und, da die Taufe vorbei war, setzte ich mich zu meiner Frau an's Bett und discurirte mit ihr ein Langes und Breites, wie wir unser Kind erziehen wollten. „Das liebste wäre mir," sagte Rebekchen, „wenn das Mädchen das Kochen übernähme, daß ich mich desto besser um die Feldarbeit und Viehzucht bekümmern könnte."

„Das ist ganz gut," war meine Antwort, „es wird

aber noch ein Tröpfchen Wasser verfließen, ehe es dahin kommt. Jetzt wollen wir lieber überlegen, was wir vor der Hand mit dem Kinde zu thun haben. Was willst du ihm wohl zu essen geben?"

„Was anders," sagte sie, „als Mehlbrei, mit Butter geschmelzt."

„Und das nützt gar nichts," antwortete die Frau Schulzin, „die Kinder kriegen davon dicke Bäuche und andere schlimme Zufälle. Ich rathe Ihr, Frau Klugin, daß Sie lieber Semmelkrumen, die auf dem Reibeisen gerieben sind, in Milch abkocht, und ihr Kind damit füttert. Das hat mir die gnädige Frau gerathen, ich habe den Rath befolgt, und meine Kinder haben sich immer wohl dabei befunden."

„Heutiges Tages," murmelte die Wehemutter, „wird die Welt gar klug und will Alles besser wissen, als unsere Vorfahren. Ich bin bei Mehlbrei groß gezogen worden, und meine Mutter und meine Großmutter, und haben alle keine dicken Bäuche gekriegt, so lange wir noch Kinder waren."

„Ganz recht," antwortete die Frau Schulzin, „die dickbäuchigten Kinder sind gestorben, begraben und vergessen, und können nicht mehr reden. Ich sehe doch, daß unser Kirchhof alle Jahre ziemlich Kreuzchen bekommt. Woher kommt's denn, daß so viele Kinder sterben?"

Sie wollte antworten, ehe sie aber ein Wort heraus brachte, holte sie erst etwas aus dem Maule und strich es in ein Läppchen.

Ich ging hinzu und fragte, was sie mache?

„Ob Er es weiß oder nicht," sagte sie, „das kleine Kind will doch etwas zu nulken (saugen) haben."

„Nun," sagte ich, „ich muß doch auch sehen, was mein Kind nulken soll," und riß es ihr aus der Hand. Da war es gekauet Brod, welches mit Speichel vermischt war, und das sie dem Kinde mit dem Lappen in's Mäulchen stecken wollte, daß es dran saugen sollte.

„Ist das dem Kinde auch etwas nütze?" sagte ich zur Frau Schulzin.

„Bei Leib und Leben nicht," antwortete sie. „Die Kinder werden dadurch verwöhnt, wollen hernach immer etwas zu nulken und zu knabbern haben, man hat auch Exempel, daß sie den Lappen hinunter gesogen haben und daran erstickt sind. Und Frau Aennchen, Sie sollte so etwas gar nicht thun. Sie ist eine alte Frau, hat die Gicht und andere Schmerzen an sich. Nun mischt Sie Ihren Speichel unter das Brod und will es dem Kinde einstreichen — das kann ihm ja unmöglich gesund sein. Ich habe immer gehört, daß der Speichel anstecke, und daß man eben die Krankheit bekomme, die ein anderer an sich hat, von dem man den Speichel verschlucket. Vorige Woche habe ich es erst noch im Krebsbüchelchen gelesen."

Frau Aennchen wurde darüber böse, ging fort und schlug die Thür zu.

Ich blieb noch ein Viertelstündchen sitzen, hernach wußten wir nichts mehr zu schwatzen, und ich hatte Langeweile. Nun ist mir auf der Welt nichts unerträglicher, als die Langeweile. Lieber will ich arbeiten, daß die Schwarte knackt, als daß ich in der Stube sitze, und die Fensterscheiben zähle. Ich konnte es also nicht lange aushalten, dachte hin und her, wie ich die paar Stunden gut anwenden wollte — auf einmal hatte ich einen Einfall. „Rebekchen," sagte ich, „laß dir die Zeit nicht lang werden, ich

will nur ein paar Stündchen auf's Feld gehen, dann bin ich gleich wieder bei dir."

Ich ging fort und nahm meinen Stephan mit. Wir gingen aus, nahmen eine Picke und einen Spaten, suchten an den Rändern, die auf dem Felde sind, ein halb Dutzend wilde Birn- und Aepfelstämmchen, und pflanzten sie oben auf das Land, das ich erkauft hatte.

„Die sollen," sagte ich, „zum Andenken der Geburt meiner Tochter gepflanzet sein!"

An den Bäumchen habe ich nun meine Freude lange Zeit gehabt, und habe sie noch jetzt dran.

Das folgende Jahr pfropfte ich sie, sie kamen alle gut fort, und ich habe manchen Korb voll Obst davon gebrochen. Fast alle Sonntage, nach beiden Kirchen, ging ich mit meiner Frau und Kindern dahin, wir setzten uns unter die Bäume, discurirten, spielten und spaßten.

Bisweilen nahm ich auch meine Zitter, spielte und sang dazu:

So glücklich, so vergnügt, als ich,
Sind wahrlich nicht auf Erden
Die Reichen: ach, ich grämte mich,
Sollt' ich ein Reicher werden.

Gold schätzen reiche Thoren nur,
Wer wird sie drum beneiden?
Ich schätze meine schöne Flur,
Die! die gewährt mir Freuden!

So oft ich früh von meiner Höh',
Befreit von allen Sorgen,

Des Himmels Segen überseh',
An einem schönen Morgen;

Im Hain, bei mildem Sonnenblick,
Die Vögel höre singen; —
Und unten nun im Thal, der Blick,
Wie meine Schäfchen springen;

Wie in der ersten Morgenstund
Im Dörfchen alles lebet,
Und fröhlich, munter und gesund,
Zur Arbeit sich erhebet —

So oft ruf' ich: Mein Gott, wie gut,
Sind alle deine Werke!
Den Reichen gibst du Geld und Gut,
Mir gibst du Kraft und Stärke.

Und dann wird mir's so hell im Sinn,
So hell! — ich kann's nicht sagen!
Ich eile fort zur Arbeit hin,
Und wollte Berge tragen.

Noch nie hat mir ein schwüler Tag
Kraft oder Muth benommen,
Er sei so heiß er immer mag,
Muß doch der Abend kommen.

Und kommt er dann! o welche Lust!
Wenn Frau und Kinder springen,
Voll Freuden sich um meine Brust,
Um meine Knie schlingen;

Wenn Lieb' und Unschuld im Gesicht,
Sich alle zu mir setzen,
Und an dem süßen Milchgericht
Recht königlich ergötzen.

Und wenn wir dann herzinniglich
Gott unser Danklied bringen,
Und mir so ist, als wenn um mich
Die lieben Engel singen:

Dann fühl' ich's ganz, und sag's oft laut,
Daß glücklicher und weiser
Der ist, der seinen Acker baut,
Als König oder Kaiser.

Da ich das erstemal meine Frau mit ihrem kleinen Mädchen auf den Platz führte, wohin ich die Bäumchen gepflanzet hatte, bat ich einige gute Freunde dazu, und schmausete ein Bischen höher, als sonst meine Gewohnheit war. Wir kochten uns auf dem Felde einen Kaffee, verzehrten ihn, discurirten dabei, und gingen hernach nach Hause. Zu Hause genossen wir einen Braten und ein Paar Kuchen, tranken auch etliche Kannen Bier, und gingen herzlich vergnügt aus einander.

Des Nachts aber hatte ich einen schrecklichen Traum. Mir träumte, ich ging mit Rebekchen und meinem Kinde über Land, und da wir eine Strecke mit einander gegangen waren, kamen wir in einen Wald und verirrten uns. Es wurde uns angst, wir liefen bald dahin, bald dorthin, endlich trat die Nacht ein, und es wurde so dunkel, wie in einer Kuh. Alle Haare standen mir zu Berge, und

ich konnte vor Bangigkeit keinen Athem mehr holen. Ich hörte Wölfe heulen und Bären brummen, die uns immer näher kamen. Ich faßte Rebekchens Hand, wollte reden, konnte aber kein Wort hervorbringen. Endlich kam ein schrecklicher Bär mit feurigen Augen auf uns los, wir wollten laufen, konnten aber nicht von der Stelle kommen. Auf einmal kamen wir an ein großes Wasser, das fürchterlich braußte, und über welches wir nicht anders, als auf einem schmalen Stege kommen konnten. Ich ging voraus, meine Frau folgte mir nach, auf einmal that es einen Plump in's Wasser, meine Frau schrie: Ach Herr Jesu! mein Kind! Darüber erschrak ich so arg, daß ich aufwachte, und aus dem Bette sprang.

„Fehlt dir was, Kluge?“ fragte meine Frau.

„Lebst du noch?“ sagte ich, „hast du dein Kind noch?“

Die Frau erschrak auch, fühlte nach dem Kinde und sagte, „ja da ist es.“

„Ja, lebt es denn auch noch?“ fragte ich weiter, und schlug ein Licht an. Das Kind schlief sanft und ruhig. Aber mir zitterten alle Glieder. Meiner Frau ging es eben nicht besser. Sie wollte wissen, was mir fehle, ich sagte aber, morgen sollte sie alles erfahren, und legte mich wieder in's Bette. Kaum aber war ich im Bette, so hatte ich einen neuen Schrecken. Es knisterte in meiner Kammer, wie wenn Feuer drin wäre, ich schlug die Augen auf — daß Gott erbarme! da war es, wie wenn die ganze Kammer im Feuer stände. Ich sprang wieder heraus, da brannte ein Hemde von meiner Frau, das sie an die Wand gehängt hatte, lichterloh. Ich riß es herunter, wollte das Feuer austreten, und, da es nichts helfen wollte, goß ich es mit dem Waschbecken aus.

Seb. Kluge.

Bayerische Staatsbibliothek München

Ich sahe nun, woher das Unglück gekommen war. Vor Schrecken hatte ich vergessen, den Schwefelfaden auszuthun, der hatte fortgebrannt, und das Hemde ergriffen. Man kann leicht denken, daß die Sache ohne Schreien und Lärmen nicht abging. Durch das Lärmen wurde das Kind aufgeweckt, und fing nun auch an zu schreien, wie wenn es am Spieße stäke.

An die Nacht will ich in meinem Leben denken. Meine Frau weinte, daß ihr die Thränen über die Backen rollten, sie nahm das Kind, legte es an die Brust, und sagte: „komm du armes Würmchen, ich will dir etwas zu trinken geben."

Ich legte mich wieder in's Bette, konnte aber kein Auge zuthun, warf mich von einer Seite zur andern, und schlug mich mit lauter ängstlichen Gedanken. Des Morgens stand ich müder auf, als ich mich hingelegt hatte.

Meine Frau wollte nun durchaus wissen, was mir gefehlt hätte. Ich sagte es ihr, und nun ging erst das Lamentiren recht an. „Denk an mich Kluge," sagte sie, „unser Friederikchen stirbt! es stirbt! das bedeutet dein schwerer Traum." Da weinten wir beide, wie die kleinen Kinder.

Ich gab mich auch schon drein, daß ich mein Friederikchen einbüßen würde. Denn der Traum, der Traum! — nun kam noch der Umstand auch dazu, daß das Kind den andern Tag wirklich krank war. Es winselte, war gelb wie ein Spilling, wollte weder essen noch trinken, und glühete am ganzen Leibe.

Ich nahm meine Hacke und wollte an die Arbeit gehen, taumelte aber an den Wänden hin, wie wenn ich betrunken wäre.

Zum Glück begegnete mir unser Herr Pfarrer, der

sahe es mir gleich an den Augen an, daß mir etwas fehlen müsse.

„Guten Morgen,“ sagte er, „Nachbar Kluge, warum so traurig? Er ist ja sonst immer so vergnügt gewesen, daß ich meine Freude an Ihm gesehen habe.“

Da erzählte ich ihm die ganze Geschichte, vom Anfange bis zum Ende, und auch, daß das Kind jetzt so krank wäre.

Er hörte bedächtig zu, legte das Kinn auf den Stock, und sahe gerade vor sich hin.

Da ich ausgeredet hatte, schwieg er ein Paar Minuten stille, und fing folgendes Gespräch mit mir an:

„Hat Ihm denn in Seinem Leben noch nichts Schreckliches geträumt? besinne Er sich einmal!“

J. Ich wüßte eben nichts. Doch jetzt fällt es mir ein. Es werden nun fünf Jahre sein, da träumte mir, daß ich gehenkt würde.

Pf. So! ist Er denn gehenkt worden?

J. Wie Sie sehen, so lebe ich noch.

Pf. Wenn also jener Traum nicht eingetroffen ist, so wird dieser gewiß auch nicht eintreffen. Träume sind Gaukeleien der Seele, davon man den Grund immer finden kann, wenn man darüber nachdenkt. Wenn man recht gesund ist, so träumt man lauter angenehme Sachen; ist aber der Körper in Unordnung, so hat man schwere Träume. Was hat Er denn gestern gegessen und getrunken?

J. Ich hatte einige gute Freunde bei mir, da tranken wir einen Kaffee mit einander, und aßen hernach einen Braten und Kuchen.

Pf. Aha! nun will ich den Traum bald erklären! geb Er Achtung! der Kaffee hat die Art an sich, daß er Wal-

lungen im Blute macht. Da sonst das Blut ruhig durch die Adern läuft, so wallt es durch, wenn man Kaffee getrunken hat. Daher kömmt es manchmal, daß es den Leuten nach dem Kaffee so angst wird, daß sie auf keiner Stelle zu bleiben wissen. Das ist eins! Nun sag Er mir einmal weiter: ißt Er denn alle Tage Braten und Kuchen?

J. Da würde ich weit kommen, wenn ich das thun wollte.

Pf. Ich glaube es auch. Aber weil Er selten Braten und Kuchen genießt, so wird's ihm gut geschmeckt, und Er wird mehr genossen haben als sonst. Dadurch ist denn Sein Magen aufgetrieben worden. Nun hat Er da gelegen, die Adern sind aufgetrieben gewesen vom Kaffee, und der Magen vom vielen Essen und Trinken, darüber ist Ihm angst und bange geworden. Da Er geschlafen hat, so hat Er nicht gewußt, wie Ihm geschieht, hat sich nun allerlei eingebildet, es ist ihm gewesen, als wenn jetzt ihm etwas Schreckliches begegnen müßte. Da es Ihm nuu sehr schrecklich wäre, wenn Er Sein Kind einbüßen sollte, so ist's Ihm so vorgekommen, als wenn das Kind in's Wasser fiele. Begreift Er es denn?

J. Das begreife ich wohl. Wenn doch aber nur das Kind nicht krank wäre, wie geht denn das zu, daß gerade das Kind krank werden muß, nachdem ich den schweren Traum gehabt habe?

Pf. Das kann zufälligerweise geschehen sein. Sag Er mir aber doch einmal, ist denn Seine Frau über den Lärmen, den Er angefangen hat, auch erschrocken?

J. Noch ärger als ich. Sie zitterte wie ein Espenlaub.

Pf. Sie hat doch aber wohl das Kind gleich an die Brust gelegt?

J. Den Augenblick, sobald als das Kind zu schreien anfing.

Pf. Da hat Er es! das arme Kind hat die Milch in sich gesogen, die durch den Schrecken verderbt war, nun muß es dafür leiden.

„Wie der Mensch glaubt," fuhr der Herr Pfarrer fort, „so geschieht ihm. Hätte Er an Seinen Traum nicht geglaubt, so würde Seinem Kinde nichts übels widerfahren sein. Weil Er aber in der Meinung stand, daß der Traum eintreffen würde, so hätte Er darüber leicht, nicht nur Sein Kind, sondern auch die Frau und das ganze Haus einbüßen können. Wäre Er nach dem Traume ruhig geblieben, so hätte Er Seiner Frau Hemde nicht angebrennt, die Frau wäre darüber nicht erschrocken, und hätte nicht geschrien, das Kind hätte folglich ruhig geschlafen, hätte die Milch der erschrockenen Mutter nicht in sich gesogen, und wäre jetzt noch so gesund wie zuvor."

J. Aber ich kann doch aus diesem Traume die gute Lehre ziehen, daß ich mein Kind desto sorgfältiger in Acht nehme, daß nicht etwa der Traum einmal in Erfüllung gehet.

Pf. Kluge! Er ist ein vernünftiger Mann, und hat bisher Sein Kind wohl in Acht genommen. Fahre Er so fort, so wird Sein Kind gesund und stark werden. Will Er aber etwa etwas mehreres thun, und z. E. das Kind vor der frischen Luft verwahren, oder ihm viele Arznei einfüllen, so kann sein Traum freilich eintreffen!

J. Noch etwas fällt mir ein. Ich merke daß mein Kind Zähne bekommen will. Es hat immer die Händchen im Munde, und läßt den Speichel heraus laufen. Meine

Frau gibt ihm deßwegen bisweilen einen Schlüssel in das Händchen, daß es daran kauen muß. Aber außerdem wird es doch wohl nöthig sein, daß ich noch etwas Arznei brauchen muß.

Pf. Kluge! Kluge! Bei Ihm trifft es doch recht ein, kluge Leute fehlen auch. Was soll denn das Kind mit dem Schlüssel thun? der Schlüssel ist ja von einem kalten Metalle gemacht, wenn das Kind damit in den Mund fährt, so werden ja dadurch die Zähne zurückgeschreckt. Lasse Er von Stund an den Schlüssel weg, und gebe dafür dem Kinde immer eine Brodrinde in die Hand, so wird es daran saugen, und das Zahnfleisch daran reiben, daß die Zähne nach und nach durchbrechen können. Wozu will Er das arme Kind mit Arzneien martern? der Gott, der dem Baume Kraft gab, Knospen heraus zu treiben, und allen Thieren Kraft, ohne Arznei Zähne zu bekommen, der hat gewiß auch den Kindern eine solche Einrichtung gegeben, daß sie, ohne Arznei, Zähne bekommen können. Lasse Er nur der Natur ihren Lauf, und werde Er nicht gleich ängstlich, wenn das Kind etwas ausstehen muß. Leiden muß jeder Mensch. Viele werden dadurch unglücklich, daß sie kleine Leiden sogleich mit Arzneien und andern Mitteln vertreiben wollen. Sollte das Kind viel ausstehen müssen, so kaufe Er täglich ein Loth Habergrütze, zerstoße es ein bischen, koche es mit einem Nößel Wasser, thue etwas Zucker hinein, und laße davon das Kind etwas laulicht trinken, das wird ihm sehr nützlich sein. Das Uebrige überlasse Er dem lieben Gott."

Ich dankte dem lieben Herrn Pfarrer, ging an meine Arbeit, und fand, da ich nach Hause kam, mein Kind zwar noch krank, bald wurde es aber besser. Ich that auch al-

es, was mir der Herr Pfarrer wegen der Zähne gerathen hatte, und es bekam sie, daß ich selbst nicht wußte wie. Einigemal war es freilich sehr unruhig und machte mir schlaflose Nächte, hernach aber kam immer ein Zahn nach dem andern zum Vorscheine.

Sobald mein Friederikchen etliche Zähne hatte, machte ich Anstalt das erste Capital anzulegen, das ich für sie gesammelt hatte. Damit hatte es folgende Bewandtniß. Meine Frau hatte die Gewohnheit an sich, daß sie Jahr aus Jahr ein einheizte, wie es in vielen thüringischen Dörfern Mode ist. Mitten im Sommer, wenn es bisweilen eine Hitze war, daß man kaum Athem holen konnte, mußte sie doch dem Ofen sein Recht anthun, und Feuer hinein machen. Ich stellte ihr vor, daß dieß ganz vergeblich sei, sie meinte aber, es wäre um des Viehes willen nöthig, das doch täglich warm Wasser haben müsse. *)

Ich sagte, das wäre ja vergeblich. In Reinhardsbrunn, wo ich einmal durchgegangen wäre, hätte ich gesehen, daß das Vieh das ganze Jahr hindurch kein warmes Wasser bekäme. Das half aber alles nichts. Manche Weiber sind nun so, daß wenn sie sich einmal etwas in den Kopf gesetzt haben, sie dabei bleiben, man mag auch singen und sagen, was man will. Wollte ich Ruhe im Hause haben, so mußte ich halt stille schweigen.

Da mir aber meine Frau sagte, daß sie in andern Umständen wäre, so ging ich einmal Sonntags auf's Feld, legte mich unter einen Baum und hing da meinen Gedan-

---

*) Die Landleute in Thüringen haben gemeiniglich in ihren Oefen kupferne Pfannen, um darin Wasser für das Vieh warm zu machen.

ken nach. Da ich nun so hin und her dachte, so fiel mir auf einmal ein Mittel ein, mein Weibchen dahin zu bringen, wohin ich sie haben wollte. Das geht, das geht, dachte ich bei mir selbst, sprang auf und wußte vor Freude nicht, was ich anfangen sollte.

Da kam Rebekchen und brachte mir eine Kanne Bier. „Was fehlt dir denn Kluge?“ sagte sie, „du bist ja so freundlich, wie ein Ohrwürmchen.“

„Sollte ich denn,“ war meine Antwort, „nicht freundlich sein, da ich nun bald Vater werden soll. Komm, setze dich zu mir, wir wollen einmal recht vergnügt sein. Ich habe jetzt bei mir selbst nachgedacht, was wir einmal unserm Kinde mitgeben wollen, und da habe ich einen Einfall gehabt, der sich gewaschen hat. Ich will etliche Schafe kaufen. Wie lange wird es währen, so bekommen sie Lämmer. Wenn dann das Kind nicht schweigen will, so gehen wir mit ihm in den Schafstall und zeigen ihm die Lämmer, da lacht es denn, wenn es sie springen sieht. Ich fange hernach eins, halte es ihm vor, und lasse es von ihm streicheln. Rebekchen bedenk' nur einmal, was das für eine Lust sein wird, mit den Lämmerchen! Hernach lassen wir die Schafe scheeren, verkaufen die Wolle und legen das Geld zurück. Die Lämmerchen werden nach und nach auch Schafe und bekommen wieder Lämmerchen. Nun verkaufen wir alle Jahre Wolle und die ältesten Schafe, und legen das Geld immer zurück. Wenn hernach das Kind groß wird und will heirathen; so geben wir ihm eine ganze Heerde Schafe und einen großen Beutel voll Geld mit. Da wollen wir recht lustig sein, und mit einander tanzen, wie an unserm Hochzeittage.“

Rebekchen wollte sich entzwei lachen, „Kluge,“ sagte

sie, „ich glaube du schwärmst. Wo willst du denn Futter für die Schafe herbekommen.“

„Das ist,“ sagte ich, „mein geringster Kummer, an Futter soll es nicht fehlen.“

„Wo willst du denn,“ fuhr sie fort, „das Geld herbekommen, wovon du die Schafe kaufest?“

„Das ist,“ sagte ich, „das einzige Pünktchen, das noch nicht auf's reine ist.“

„Siehst du, Kluge,“ sagte sie, „daß du schwärmst? du willst Schafe kaufen, und hast doch kein Geld dazu. Dir wird's gehen, wie der Frau, die Eier zu Markte trug, und so wie du berechnete, was sie mit dem Gelde, das sie aus den Eiern lösen würde, anfangen wollte. Die träumete auch von Schafen, Kühen, bauete sich in Gedanken ein schönes Haus, sprang vor Freuden hoch in die Höhe — pauz da lagen die Eier auf der Erde, Schafe, Rinder und Haus, alles lag da! Ha! ha! ha! geht dir's nicht eben so? wo ist denn deine Heerde Schafe, und dein Beutel voll Geld, das du unserm Kinde mitgeben willst, wenn du jetzt so viel Geld nicht hast, um Schafe kaufen zu können?“

„Lache dich nur satt,“ sagte ich, „ich will dir doch noch zeigen, daß ich nicht auf den Kopf gefallen bin. Unser Kind ist noch nicht geboren. Ehe es so weit kommt, daß wir es zu den Lämmerchen tragen können, wird schon noch manches Tröpfchen Wasser verfließen. Wenn wir nun von heute an etwas zurücklegten —“

„Wovon denn?“ fragte sie, „wir haben ja selbst nichts übrig.“

„Das ist wohl wahr,“ sagte ich, „ich habe aber bei mir selbst gedacht, wenn wir im Sommer nicht mehr einheizten, legten das Holz alle Tage zurück, das wir bisher für

die liebe lange Weile verbrannten, und verkauften es nachher, so könnten wir schon so viel daraus lösen, daß wir im Stande wären, etliche Schafe zu kaufen."

Sie wendete zwar noch allerlei ein, am Ende gab sie mir aber doch Recht. Es wurde von der Stunde an im Sommer nicht mehr eingeheizt, und jeden Tag so viel Holz zurück gelegt, als wir sonst zu verbrennen pflegten.

Jetzt hatte ich nun einen großen Stoß Holz zusammen, und machte Anstalt, ihn zu verkaufen. Ich borgte einen Karren und ein Pferd, und führte ein Fuder Holz zu Markte nach Jena.

In Jena machte ich mein Holz bald zu Gelde, ging in die Garküche und aß eine Bratwurst. Hernach ließ ich den Mann, dem das Fuhrwerk gehörte, und der gerne damit von Cahle etwas holen wollte, weiter fahren, und ich ging langsam nach Hause.

Da ich so an der Saale ging, kam eben eine Holzflöße geschwommen, und ich hatte so eine große Freude daran, daß ich mich an das Ufer setzte, und zusahe, wie die Leute, die auf der Flöße waren, sie so artig lenkten. Da sie vorbei geschwommen war, stand ich auf und wollte weiter gehen. Da ich aber den linken Arm aufstellte, um mich empor zu richten, kriegte ich, weiß der liebe Gott, wie? einen Beutel voll Geld in die Hand. Ich machte ihn auf — da waren acht Dukaten und ein Laubthaler darinnen. Heda! dachte ich, da hast du auf einmal Geld, davon du Acker und ein Paar Schafe für dein Friederikchen kaufen kannst. Ich steckte den Beutel ein, und lief, wie wenn mir der Kopf brennte. Kaum war ich aber ein Fleckchen fort, so stand ich wieder stille und dachte der Sache ein Bischen weiter nach. Ist das auch wohl recht, daß du den

Beutel so geradezu behältst? Du mußt doch wohl erst versuchen, ob du den nicht auskundschaften kannst, der ihn verloren hat, sonst ist es ja so gut, als wenn du den Beutel gestohlen hättest. Und gestohlen Gut würde wohl Friederikchen wenig Segen bringen.

Da ich die Sache so hin und her überlegte, sahe ich einen Burschen gelaufen kommen, der an dem Orte, wo ich gesessen hatte, hin und her suchte.

Aha! dachte ich, der hat den Beutel verloren. Gehst du zu ihm? oder gehst du nicht? Du willst gehen, sagte ich zu mir selbst, bist so lange ein ehrlicher Kerl gewesen, und hast dich dabei wohl befunden, so willst du auch nun nicht ein Schelm werden.

Ich ging also zurück, ganz langsam, wie wenn mich mein Weg da vorbei trüge, und da ich zu dem Burschen kam, stand ich stille und fragte: „Hat Er denn etwas verloren, Herr Schwager?“ *)

„Ei,“ sagte er, „jawohl. Da hatte ich meine Kleider ausgezogen und mich gebadet, darüber habe ich meinen Geldbeutel verloren.“

„So?“ fuhr ich fort, „war denn viel Geld in dem Beutel?“

„Acht Dukaten,“ antwortete er, „und ein Laubthaler.“

Da griff ich in die Tasche, holte den Beutel langsam heraus, hielt ihn in die Höhe und fragte: „Das wird er doch wohl nicht sein?“

Herr Jemine! hatte der Bursche nicht eine Freude!

---

*) So pflegen in und bei Jena die Studirenden und Bauern einander im Scherz zu nennen.

„Ja wohl," sagte er, „ist das mein Beutel. Willst du mir ihn wiedergeben?"

„Das versteht sich," sagte ich, und drückte ihm sogleich den Beutel in die Hand. Er machte ihn auf, holte einen Dukaten heraus, und wollte ihn mir geben.

„Daraus wird nichts, Herr Schwager," sagte ich, „behalte er sein Geld in Gottes Namen, ich nehme nichts an. Ich habe nichts gethan, als was ich thun mußte, wenn ich kein Schelm sein wollte."

„Du willst kein Trinkgeld annehmen?" antwortete er, und wollte mir es mit Gewalt aufdringen.

Ich that es aber durchaus nicht, und sagte: „Ich nehme nichts. Wenn mir der Herr Schwager aber eine Gefälligkeit erzeigen will, so sage er mir doch nur, warum er sich eigentlich gebadet hat. Bei uns wohnen so viele Leute, und es kommt keinem in den Sinn, sich zu baden. „Hör', Schwager," antwortete er, „du bist ein flotter (braver) Kerl, wie mir noch keiner vorgekommen ist. Ich will dir auf alles antworten, du mußt mir aber auch den Gefallen thun, und mit mir auf's Geleitshaus gehen, und eine Kanne Köstritzer Bier mit mir trinken."

Ich ging mit, und auf dem Wege fingen wir folgendes Gespräch mit einander an:

B. Höre Schwager! ich will dir nun alles sagen, warum ich mich bade, und warum sich eigentlich Jedermann baden sollte. Jeder Mensch dünstet aus, und wenn die Ausdünstung immer auf dem Leibe bleibt, so wird sie scharf, frißt um sich, und da entstehen denn allerlei schlimme Zufälle. Wenn man den Kopf und Hals nicht fleißig wäscht, und wohl gar Pelzmützen trägt, so bekommt man Ausschlag auf dem Kopfe, rothe Augen, Ohrenzwang, Zahnschmerzen

und andere dergleichen unangenehme Zufälle mehr. Wäscht man die Füße nicht, so bekommt man von dem scharfen Schweiße stinkende Füße und Leichdornen. Wäscht man den Leib nicht, so wird man da und dort wund, bekommt Geschwüre und allerlei andere Ausschläge. Badet man sich aber fleißig, so bleibt die Haut rein, und alle diese Plagen fallen weg. Nun will ich dir noch etwas sagen. Das frische Wasser stärkt. Wenn die Glieder immer unter den warmen Kleidern bleiben, so wird alles schlaff. Da läuft z. E. unter dem Rückgrate eine große Ader hin, wenn diese zu warm gehalten wird, so wird sie immer schlaffer, und das Blut fängt darin an zu stocken. Da kommen hernach Rückenschmerzen, und am Ende gar die goldene Ader.

J. Die Rückenschmerzen habe ich wirklich auch seit acht Tagen gefühlt.

B. Siehst du? Für alles das ist nun das kalte Bad gut. Wenn man aus dem Wasser kommt, so ist man wie neu geboren.

J. Das hört sich ganz artig zu. Ich habe aber doch gehört, daß Leute, die sich kalt gebadet haben, vom Schlage sind gerührt worden.

B. Das kann wohl sein. Ich will dir aber einen guten Rath geben, wie du es anfangen mußt, daß dich der Schlag nicht rührt. Erstlich darfst du nicht sogleich in's kalte Wasser gehen, wenn du schwitzest, sondern mußt dich erst langsam ausziehen, und nach und nach kalt werden. Ferner darfst du dich nicht von unten herauf baden, sonst tritt das Blut nach dem Herzen und Kopfe zu, und kann leicht einen Schlagfluß verursachen. Du mußt erst den Kopf untertauchen, hernach die Brust waschen, und dann

erst in's Wasser gehen, so hast du gewiß keinen Schlagfluß zu besorgen.

J. Hm! aber ereignet sich denn nicht bisweilen der Fall, daß Leute ersaufen?

B. Ei ja wohl! das ist sonst in Jena gar vielmal geschehen. Seit einiger Zeit lassen aber die Herren Professoren jährlich einen Haloren von Halle kommen, und die ganze Saale untersuchen. Wo nun der Halore ein tiefes Loch findet, da lassen sie zur Warnung an das Ufer einen Pfahl hinsetzen, und daran schreiben: „hier ist es gefährlich, sich zu baden!“ Seit der Zeit ist Niemand mehr ertrunken, als — wer es sich vorgenommen hatte, zu ertrinken.

J. Aber — es ist doch so gar unverschämt, sich an einem öffentlichen Orte nackend auszuziehen.

B. Darin hast du Recht. Wer aber kein liederlicher Mensch ist, der badet sich nicht an öffentlichen Orten, sondern auf Plätzen, wo nicht viele Menschen vorbei gehen. Hernach zieht er auch, ehe er das Hemde ablegt, allemal erst Badehosen an, wodurch alles bedeckt wird, was schamhafte Menschen zu bedecken pflegen.

J. Das ist nun alles gut. Das Baden ist aber doch nur eine Kur für den Sommer. Was soll man denn aber im Winter anfangen? Unter das Eis kann man doch nicht kriechen.

B. Warum nicht? Wenn man sich dazu gewöhnt hat, so kann man auch in gefrornem Wasser sich baden. Dir will ich es aber nicht anrathen, weil du dazu nicht gewöhnt bist. Ich will dir aber doch einen Rath geben, wie du dich auch im Winter baden kannst. Trage dir einen Kübel voll eiskaltes Wasser in deine Stube, dann schließe die Thür zu, ziehe dich nackend aus, wasche dir

mit einem Schwamme erst den Kopf, dann den Nacken und Hals, ferner die Brust, endlich die übrigen Theile. Vorzüglich fahre mit dem nassen Schwamme etliche Mal über den Rückgrat, bis an das Ende desselben weg. Gib Achtung, es wird dir sehr nützlich sein.

J. Woher weiß Er denn das alles? Herr Schwager. Ich glaube, Er will ein Doctor werden.

B. Warum denn nicht gar ein Doctor? Ich studire, um einmal ein guter Prediger zu werden. Wie kommst du denn auf den Einfall, daß ich ein Doctor (ein Arzt) werden wollte?

J. Weil Er alles weiß, wie es mit dem menschlichen Körper beschaffen und was ihm zuträglich, und was ihm nicht zuträglich ist.

B. Sag' mir aber doch, weißt du denn, was du thun mußt, um den Acker gut zu bauen?

J. Das versteht sich. Wer Acker hat, der muß auch wissen, wie man den Acker bauen muß.

B. Ganz recht, und wer einen Körper hat, der muß auch wissen, wie man den Körper gesund erhalten muß.

J. Ich bin auch Seiner Meinung, Herr Schwager. Aber wir dürfen nicht zu laut sprechen, daß es die Herren Doctors nicht hören; die würden schlecht mit uns zufrieden sein.

B. Da mußt du die Aerzte schlecht kennen. Ein vernünftiger Arzt hat es immer gern, wenn die Leute sich selbst gesund zu erhalten wissen, da wird er doch nicht immer von ihnen gehudelt und alle Augenblicke abgerufen, wenn dem und jenem etwa einmal der Schweiß zurück geschlagen ist, oder sich ein bischen Schnupfen eingefunden hat.

J. Wenn es aber alle Leute so machten, so würden die Aerzte schmale Bissen essen müssen.

B. Darum sei du nur unbesorgt! das wirst du und ich nicht erleben. Die meisten Leute glauben und bleiben dabei, wenn ihnen etwas fehlt, so könne Niemand helfen, als der Arzt.

Probire es einmal und rathe einem, der sich den Magen verdorben hat, er solle ein Paar Schalen Fliederthee trinken, er wird dich auslachen. Wenn aber der Arzt kommt und befühlt ihm den Puls und schreibt ihm ein Recept, worin recht viel Lateinisch und mancherlei Zeichen stehen, die er nicht versteht, ja dann ist es etwas anderes, da glaubt er, das müsse helfen. Und hernach kommen doch Fälle genug vor, wo sich auch der klügste Mensch nicht selbst zu helfen weiß, und zum Arzte seine Zuflucht nehmen muß.

J. Aber sag' er mir nur, woher er das Alles gelernet hat?

B. Von meinem Vater. Der war ein Prediger in Pommern und hatte zwölf lebendige Kinder, davon ich das jüngste bin, und die alle so gesund waren wie die Fische. Das war gar ein artiger Mann. Wenn er mit uns des Morgens sang, so war das immer sein Leibvers:

„Gesunden Leib gib mir,
Und daß in solchem Leib,
Eine unverletzte Seel'
Und rein Gewissen bleib.“

Hernach gab er uns das Frühstück und discurirte allerlei mit uns. Kinder, sagte er oft, Geld kann ich euch nicht mitgeben, dafür will ich aber sorgen, daß ihr einmal gesunden Leib, eine unverletzte Seele und ein rein Gewissen

bekommt. Bisweilen besuchten ihn die benachbarten Prediger, brachten ihre Kinder mit, und ließen sie ansagen, was sie alles gelernet hatten. Da lächelte mein Vater allemal und sagte: „ehe meine Kinder die Geheimnisse in Gott kennen lernen, will ich sie erst mit ihrem Körper bekannt machen, und ehe sie lernen, wie das Wasser auf Lateinisch heiße, will ich ihnen erst zeigen, wozu man es benutzen kann.“ Wenn seine Kinder vier Wochen alt waren, so ließ er sie täglich mit kaltem Wasser waschen. Den Sommer durch ging er alle Tage mit etlichen von seinen größern Kindern an den Fluß, der durch seinen Garten floß, und badete sich.

Manche Leute wollten ihm das für übel nehmen und sagten, das schicke sich für einen Prediger nicht. Er gab aber allemal zur Antwort: „lieben Freunde, das Baden ist eine unschuldige Sache, und es kann es damit jeder Mensch halten, wie er will. Wenn es Sünde wäre, so würde es ja der Prophet Elisa dem Naeman nicht gerathen haben. Der Prophet Elisa war ja auch ein gottesfürchtiger Mann, sonst würde ihm ja der Prophet Elias nicht seinen Mantel hinterlassen haben. Wenn es Unrecht wäre, so würde ja unser Heiland nicht in den Jordan gestiegen sein.“

„Es hat so jeder seine eigene Art und Weise. Um eure Gesundheit zu erhalten, laxirt, purgirt und vomirt ihr, schwitzt und laßt Ader, und schröpft, und setzt Blutigel und spanische Fliegen, und laßt euch klystiren. Um meine Gesundheit zu erhalten — bade ich mich. Ich lasse euch euren Willen, seid so gut und laßt mir auch den meinigen. Ihr schreit, ich schlüge meine Kinder mit der Hand todt, und meine Kinder sind immer frisch und gesund und stirbt mir keines. Bei euch sterben von dreien immer wenigstens eines,

und die übrigen zweie sind gemeiniglich nicht gesund, und doch sage ich nicht, daß ihr sie mit der Hand todt schlüget. Drum laßt mir meinen Willen, ich will euch den eurigen auch lassen."

J. Den Herrn möchte ich gekannt haben, das muß ein verständiger, wackerer Prediger gewesen sein. Ich will es doch probiren und mich auch baden.

B. Da thust du wohl daran. Aber noch eins, wenn du dich baden willst, so thue es immer vor Tische. Nach Tische soll es nicht gesund sein.

Er wollte weiter reden, da wir aber eben an das Geleitshaus kamen, so wurde der Discurs unterbrochen. Auf dem Geleitshause waren wohl zwölf Herren Studenten, die alle große Augen machten, da sie einen so geringen Menschen in ihre Gesellschaft kommen sahen. Da aber der Pommeraner erzählte, was zwischen ihm und mir vorgefallen war, so traten sie alle um mich herum, und konnten des Lobens und Rühmens gar nicht satt werden.

„Ich weiß gar nicht, meine Herren," sagte ich, „warum Sie von der Sache so viel Aufhebens machen. Ich habe ja weiter gar nichts gethan, als was jeder ehrliche Kerl thun muß. Ich wäre ja nicht werth, daß mich Gottes Erdboden trüge, wenn ich einem andern sein Eigenthum hätte rauben wollen."

„Bravo! das gefällt mir," sagte ein schöner langer Mensch, und klopfte mich auf die Achseln. „Gerade so muß der rechtschaffene Mann handeln. Er muß das Gute thun, nicht, um gelobt zu werden, sondern deßwegen, weil es gut ist."

„Ja, Kluge," sagte ein kleiner, freundlicher Mann, „das ist wahr, du bist ein braver Mann."

Trank mir ein Glas Köstritzer Bier zu, und sagte: „Schmollis Kluge!"

„Nichts für ungut!" antwortete ich, „lieber Herr Schwager! das ist mir zu gelehrt. Ich habe kein Latein gelernt."

„Das brauchst du auch nicht. Trink' du nur, und sprich Fiducit."

„Auf Ihre Verantwortung," sagte ich, „Fiducit!" *) Da ich nun etwa vier Gläser getrunken hatte, nahm ich meinen Stock und wollte fortgehen. Da brachte mir aber ein anderer Bursche noch einen Krug voll Bier.

Ich sagte: „soll ich denn ohne Laterne nach Hause gehen?"

„Ohne Laterne?" fragte der Bursche, „wie verstehst du denn das?"

„Sehn Sie, meine Herren," sagte ich, „wenn man in der Nacht geht, so muß man eine Laterne bei sich haben, daß man nicht stolpert, oder in einen Graben fällt. Wir gehen, wie es mir vorkommt, alle in der Nacht, und verfehlen gar leicht den rechten Weg. Da ist nun unsere Laterne, wie unser Herr Pfarrer zu sagen pflegt, unser Verstand. Wer mich nöthigt, meinen Verstand zu vertrinken, der löscht meine Laterne aus, das wollen Sie doch wohl nicht thun?"

„Nein," sagten alle, „das wollen wir nicht thun. Halt dich nur an deinen Herrn Pfarrer," sagte ein anderer, „und laß dir immer viel Oel in die Laterne gießen, daß sie nicht von sich selbst auslöscht!"

---

*) Diese zwei Wörter sagten sonst die Studirenden bisweilen im Scherz, wenn sie einander eine Gesundheit zubrachten.

„Leben Sie alle recht wohl, meine Herren," antwortete ich, „und nehmen sie mir nichts vor übel."

Da drückten sie mir Alle die Hände, und lobten mich so sehr, daß ich mich schäme, es nachzusagen.

Auf dem Wege dachte ich nun Allem, was vorgefallen war, recht nach. Das war gut, dachte ich, daß du den Beutel nicht behieltest. Wenn du ihn nun behalten hättest, was wäre es? Acht lumpigte Ducaten und einen Laubthaler hättest du. Was wäre das? so viel kannst du dir ja, wenn du deine Zeit gut anwendest, leicht mit gutem Gewissen erwerben. Bei diesem Gelde hättest du aber ein böses Gewissen, trautest Niemanden recht anzusehen, könntest nicht mit Andacht beten. Hm! Hm! und dein Rebekchen ist eine so brave Frau! hat dich immer so lieb gehabt, weil sie dich für einen ehrlichen Kerl hielt. Hättest du den Beutel mit Geld nach Hause gebracht: so hätte es Rebekchen entweder gut geheißen, oder nicht. Hieß sie es gut, so war sie eine Frau, die nichts werth ist. Hieß sie es aber nicht gut, so konnte sie mich auch nicht mehr lieb haben. Wie ist's denn möglich, daß eine ehrliche Frau einen schlechten Kerl lieb haben kann?

Da hätte ich nun die Bescherung! und wenn ich einen ganzen Sack voll Geld zu verdienen wüßte, so ist er mir doch nicht so lieb, als die Liebe meiner Frau.

Und wenn ich das Geld behalten hätte, so hätte ich ja den braven Burschen nicht kennen lernen. Wenn das alles wahr ist, was er mir gesagt hat, so ist ja das mehr als hundert Ducaten werth, was ich von ihm gelernt habe. Und wie dich die Bursche so lieb bekommen haben! Wenn du wieder Holz oder sonst etwas zu Markte bringst — was gilt's, sie kaufen von Klugen am ersten.

So schlenderte ich fort, und sah in der Dämmerung einen Hasen mit seinen Jungen herum springen. Das Ding gefiel mir. Ich setzte mich nieder, und sah den Häschen ein Bischen zu.

Da ich aber am besten saß, hielt mir Jemand die Augen zu und fragte: „Wer ist's?“

Sogleich konnte ich es nicht errathen, weil die Stimme verstellt war. Ich griff also nach den Händen, die mir die Augen zuhielten, und, da ich an dem kleinen Finger der rechten Hand eine Warze fühlte, so merkte ich gleich mit wem ich es zu thun hatte. „Rebekchen ist's,“ rief ich.

Den Augenblick wurden mir die Augen frei gelassen, und Rebekchen hing an meinem Halse. Das war gar eine herzliche Freude. Ich glaube überhaupt, daß es eine der größten Freuden ist, die der Mensch auf Erden finden kann, wenn er nach einer Reise in die Arme einer lieben guten Frau zurückkehrt. Sie nahm mich bei der Hand, und wir gingen unter mancherlei Discursen nach Hause.

Da ich in die Stube kam, war der Tisch schon gedeckt, Rebekchen lief in die Küche, holte ein Paar gebratene Tauben, Butter, Käse und Brod, und eine Kanne Bier.

„Du tractirst mich ja heute gar hoch,“ sagte ich.

„Wer wollte denn,“ war ihre Antwort' „einen so lieben Mann nicht tractiren. Du hast heute einen beschwerlichen Weg gehabt, da ist es ja auch billig, daß du auch etwas bessres, als sonst genießest. Wir haben ja auch alles selbst, und ich habe kein Geld ausgegeben, als für die Kanne Bier. Die hast du aber, dächte ich, gar wohl verdient.“

Ich glaube dem Kaiser von Fetz und Marokko konnte es dazumal nicht besser schmecken, als mir. Die Motion hatte mir guten Appetit gemacht, und die Liebe meiner

Frau machte, daß es mir noch besser schmeckte. Sie zeigte mir doch, daß sie mich in meiner Abwesenheit nicht vergessen hatte.

Bei Tische sprachen wir noch mancherlei über unsere Haushaltung, und wie wir künftig alles besser einrichten wollten. Da klagte nun Rebekchen, daß sie durch unsere kleine Tochter zu sehr versäumet würde. Den ganzen Tag müsse sie sie fast auf dem Arme tragen, könnte keine Hand aufschlagen, und alles blieb liegen und stehen. Ich strich unterdessen Butter auf mein Brod, und überlegte, wie ich der guten Frau helfen könnte. Da fielen mir die jungen Häschen ein, die ich mit dem Alten hatte spielen sehen. „Wie müssen denn," sagte ich, „die jungen Hasen thun? Die werden ja auch von der Mutter nicht getragen, und lernen doch so gut laufen, als es unser Friederikchen in seinem Leben nicht lernen wird. Vielleicht kommt das eben daher, weil sie von dem alten Hasen nicht getragen werden."

Rebekchen lachte, und sagte: „ein Kind ist kein Hase. Hast du wohl in deinem Leben gehört, daß die Kinder so geschwind laufen lernen, als die Hasen?"

„Das wohl nicht," war meine Antwort, „vielleicht lernten aber die Kinder das Laufen geschwinder, wenn sie nicht immer getragen würden. Weißt du was, versuche es morgen, und setze Friederikchen auf die Erde, und sieh zu, ob sie nicht nach und nach wird kriechen lernen."

„Kriechen wohl," sagte Rebekchen, und lachte laut, „soll denn aber dein Kind ein Wurm werden, der kriecht?"

Es wurde noch hin und her disputirt, endlich hatte ich das Disputiren satt, nahm das Licht und sagte: „weißt

du was, Rebekchen, ich bin müde, und gehe zu Bette. Wenn du mit willst, so komm!"

Sie kam. Den andern Morgen schickte ich sie auf das Feld an ihre Arbeit und sagte, ich wollte heute selbst Kinderwärterin sein. Sie ließ es sich gefallen, und ich setzte Friederikchen auf die Erde, holte eine Hand voll Laub, legte es um sie herum, und sahe zu, was sie beginnen würde.

Da holte sie nun ein Büschchen nach dem andern herbei, spielte damit, warf es hin, und holte es wieder.

Einmal reichte sie nach einem, fiel um, und fing an zu schreien. Schrei du nur, dachte ich, und that nicht, als wenn ich es hörete. Da rutschte sie auf dem Bauche fort, und holete es.

Ich hatte darüber gar eine herzliche Freude, bei meiner Frau verdiente ich aber damit wenigen Dank. Diese knurrete, als sie nach Hause kam, und meinte, bei dem Kriechen würde zu viel an der Kleidung ruiniret. Ich strich ihr aber die Backen, und sagte: „weißt du denn nicht, wie in der Bibel steht: ist nicht der Leib mehr als die Kleidung? Ist's denn nicht besser, daß die Kleidung zu Grunde geht, als daß der Leib schwach und kraftlos bleibt?"

Kurz, ich brachte meine Frau durch gute und böse Worte dahin, daß sie das Kind weniger trug und desto öfter kriechen ließ. War sie zu Hause, so kroch es in der Stube, war sie aber auf dem Felde, und es war gut Wetter, so ließ sie es neben sich herum kriechen.

Es währete nicht lange, so kroch mein Friederikchen an die Bank, half sich empor und stand, nach wenigen Wochen lief es an der Bank hin und her. Darauf setzte ich durch die ganze Stube hin Stühle, immer so weit von einander,

daß sie keinen mit den Händen erreichen konnte, und legte auf jeden ein Paar Kirschen. Die Kirschen machten ihr Appetit, sie schielte darnach, schrie: „ah! ah!“ Da ich aber nicht that, als wenn ich es hörete, so versuchte sie es, und wackelte nach dem einen Stuhle hin. Da ihr dieses gelungen war, bekam sie mehr Muth, und ging auch nach den übrigen Stühlen.

Nach ein Paar Wochen hatten wir einen Tag, der uns so viel Freude machte, als unser Hochzeittag. Es war nämlich Sonntag, und ich las meiner Frau etwas aus dem Noth- und Hülfsbüchlein vor. Auf einmal kam Friederikchen ganz allein durch die Stube gelaufen, und, da sie es einmal probirt hatte, so blieb sie auch dabei, und lernte von der Stunde an ohne Anstoß laufen.

Auf diese Art haben alle meine Kinder laufen gelernt. Kein Laufzaum, kein Gängelwagen ist jemals in mein Haus gekommen. Keins von meinen Kindern hat eine hohe Schulter, oder einen Dollfuß bekommen. Alle sind sie aufgewachsen so schlank, wie die Erlen, daß sie Menschenaugen gern sahen.

Wenn ich hernach in die Stadt gekommen bin, und habe gesehen, wie manche Stadtleute ihre Kinder erziehen, so habe ich oft meine Betrachtungen darüber gehabt, und bei mir selbst gedacht, woher es wohl kommen möge, daß doch viele Stadtleute, die immer klüger sein wollen, als wir Bauersleute, doch in Ansehung der Kinderzucht so gewaltig einfältig sind. Ich bin, so wahr ich ehrlich bin, in Häuser gekommen, wo sie die Kinder den ganzen Tag im warmen Mantel tragen, an Läufbändern führten, oder in der Laufbank umherlaufen ließen. Was kam aber dabei heraus? Durch das Zusammenpressen der Füße in dem

Mantel, wurden die Beine krumm, und durch das Herumzerren an Laufbändern wurden die Schulterblätter in die Höhe gezogen. Laufen lernen solche Kinder kaum vor dem sechsten Jahre. Bis dahin wackelten sie, wie die jungen Enten.

Ich erinnere mich noch, daß ich einmal mit Friederikchen, da sie ungefähr zehn Jahre alt war, in die Stadt ging, und ein Paar Schock Eier zu Markte trug. Wir verkauften sie bei einer Frau Rathsherrin. Die hatte nun sich ganz in mein Mädchen vernarret, lobte und rühmte sie, und sagte, sie hätte lange Zeit so ein allerliebstes, schönes, gesundes Kind nicht gesehen. Sie mußte mit in die Kinderstube gehen, und bekam von ihr eine Schale Kaffee, und ein Paar Zwiebäcke.

Bei der Gelegenheit bekam ich nun auch ihre Kinder zu sehen. Daß Gott tausendmal im Himmel erbarme, waren das nicht Kinder! Das eine hatte einen dicken Bauch, das andere eine hohe Schulter, das dritte krumme Beine.

Weil uns die Frau Rathsherrin so gut aufgenommen hatte, so dachte ich, du möchtest ja wohl auch dankbar sein, und der lieben Frau einen guten Rath geben. Da sie also mein Mädchen auf die Backen klopfte, und sie wieder lobte, so nahm ich mir die Kühnheit und sagte: „Wenn sie es nicht für ungut nehmen wollen, so wollte ich Ihnen wohl sagen, was Sie thun müßten, daß Ihre lieben Kinder auch so gesund würden, als meine Friederike."

Da machte sie mir aber eine gewaltige Runzel und fragte: „was wäre denn das?"

„Weiter gar nichts," antwortete ich, „als daß Sie die Kinder nicht ließen so viel im Mantel tragen, und ließen sie nicht an Laufbändern herum führen, sondern ließen sie

lieber erst kriechen, so lange, bis sie das Gehen von selbst lernten."

„So!" sagte sie, und machte mir ein schrecklich böses Gesicht, „meine Kinder sind aber keine Bauernkinder, und sind nicht auf der Kartoffelmast."

Aha! dachte ich, schreibt die Kreide so, so willst du gern abziehen. Ich machte also meinen Bückling und ging fort.

Auf dem Wege dankte ich dem lieben Gott recht herzlich für alles Gute, das er bisher an mir gethan hatte. Du willst, dachte ich, gern mit deinem Zustande zufrieden sein. Du hast zwar nicht so vieles Geld, als die Leute, die in Städten wohnen, dagegen bist du aber doch gesund, und hast gesunde Kinder. Die sind doch mehr als Gold und Silber werth.

Bald hätte ich vergessen zu sagen, was ich mit dem Gelde angefangen habe, das ich aus dem Holze, das den Sommer hindurch war ersparet worden, gelöset hatte.

Ich brachte drei baare Thaler mit nach Hause, die zählte ich meiner Frau auf, und sagte, „sieh, hier ist unserer Tochter Heirathsgut!"

Da lachte meine Frau laut auf und sagte, „davon kann sie sich ja das Salz und Brod nicht kaufen, das auf der Hochzeit aufgeht." Ich gab ihr aber zur Antwort, „dafür laß du mich nur sorgen!"

Den folgenden Tag steckte ich mein Geld in die Tasche, ging aus und kaufte dafür ein Schaf und ein Lamm.

Da ich es nach Hause brachte, lachte Rebekchen wieder, und sagte, „ich will doch sehen, was der Kluge noch für Zeug anfangen wird!"

„Das sollst du sehen," war meine Antwort. „Lachst du jetzt, so sollst du noch mehr nach etlichen Jahren lachen."

Ich trieb mein Schäfchen nebst seinem Lamme mit auf die Weide. Das durfte ich thun, weil ich ein Stückchen Land besaß.

Rebekchen lachte noch immer, und sagte, „woher soll denn das Winterfutter kommen?"

„Eben daher," sagte ich, „woher mein Haus, Hof Acker, Weib und Kind gekommen ist. Es war einmal Kirmse in unserm Dorfe, da machte ich mich lustig, tanzte brav, und am meisten mit — du wirst roth — du merkst also wohl, mit wem ich am meisten tanzte? Du weißt auch wohl, wem ich damals so recht herzlich die Hände drückte? Von wem ich das erste Mäulchen bekam? Der erste Tag war also ganz gut angewendet, weil ich bei dieser Gelegenheit ein ganz artiges Mädchen kennen lernte, von dem ich glaubte, daß es mich einmal glücklich machen könnte."

„Wenn es dich," war ihre Antwort, „nur recht glücklich gemacht hat."

„Wenigstens," sagte ich, „kenne ich noch keine Frau, mit der ich es vertauschen möchte."

Sie knif mich in den Backen, da ich das sagte.

„Den andern Kirmsentag wurde nun wieder getanzt. Ich tanzte auch mit, dachte aber, wenn du Abends sechs Uhr zum Tanze gehst, so ist es ja noch Zeit genug. Vorher kannst du deine Zeit wohl nützlicher anwenden."

„Ich blieb also zu Hause, und las in einem Buche, das mir der gnädige Herr von Heilberg geliehen hatte. Da fand ich nun, daß man die Schafe sehr wohlfeil den Winter hindurch erhalten könne, wenn man, vom Ende des Augusts an, die Zweige von Eichen, Erlen, Weiden,

Haselnüssen u. drgl. abschnitte, trocknete, und die Schafe damit fütterte. Das will ich nun jetzt ausführen.“

„Bist ein närrischer Kerl,“ sagte sie, „wenn nun das alles auch wirklich wahr wäre, woher willst du denn aber die Zweige nehmen? Du hast ja weder Eichen, noch Erlen, noch sonst etwas.“

„Ei,“ gab ich zur Antwort, „was ich nicht habe, das haben andere Leute.“ Damit war es gut.

Ich ging darauf zum Herrn von Heilberg, und fragte ihn, ob ich etwa seine Zäune, Erlen und Weiden ausputzen sollte! Er lächelte, und wollte wissen, warum ich eben jetzt diese Arbeit vornehmen wollte, da es doch ganz außer der Zeit wäre.

Da sagte ich ihm nun mein Vorhaben, daß ich die Zweige trocknen, das Laub die Schafe fressen lassen, und ihm dann das Holzwerk zurück geben wollte.

Damit war er nun recht wohl zufrieden.

Was hatte ich also zu thun? Ich ging alle Tage mit meinem Stephan ein paar Stunden an die Zäune, Weiden und Erlen des Herrn von Heilberg, putzte sie aus, machte aus den ausgeputzten Zweigen Bündelchen, stellte sie etliche Tage an die Sonne, und schaffte sie dann, wenn sie getrocknet waren, in die Scheuer. Mit der Manier brachte ich in wenigen Tagen einen ziemlichen Vorrath für meine Thierchen zusammen.

Da nun der Winter herbei kam, so war das meiner Frau größte Freude, wenn sie das Schäfchen und das Lämmchen füttern konnte. Sie wußte das Futter auch so artig einzutheilen. Zum Morgenbrode gab sie ihnen ein Erlenbündelchen, zum Mittagsbrode ein Haselbündelchen, und zum Nachtbrode ein Weidenbündelchen. Nach Tische

standen wir manche liebe Viertelstunde dabei, und sahen zu, wie es den Thierchen so gut schmeckte. Und keins sah lieber zu, als unser Friederikchen. Wenn es bisweilen unwillig war, und ich konnte es mit nichts zufrieden stellen, so sagte ich, willst du denn mit zu den Schäfchen gehen?

Da hätte eins die Freude sehen sollen! Sie umfaßte meine Knie und rief: „bä! bä! bä!“ Wenn ich sie nun auf den Arm nahm, und ging nach dem Stalle zu, da lachte, da strampelte sie, fiel mir um den Hals, und rief: „bä! bä!“ Hernach mußte ich ihr ein Büschelchen Weide geben, das hielt sie den Schafen vor, und ließ sie davon fressen.

Nach Peterstag war die Freude noch größer, da kriegte das Schaf ein Lämmchen, ein recht artiges mit schwarzen Spiegeln. Nun wollte das Mädchen fast gar nicht vom Schafstalle weg. Da hatte ich manchmal meine Gedanken drüber, wie leicht es sei, Kindern Freude zu machen! Andere Leute geben viel Geld für Docken und Geickelmännerchen aus, und lassen ihren Kindern Schafe, Lämmer, Hühner, Gänse u. drgl. von Pappe, Holz und Gips machen. Ich habe wenig oder nichts für Spielwerk meiner Kinder ausgegeben. Meine Frau pflegte ihnen ein Schnupftuch zusammen zu binden, daß es wie eine Docke (Puppe) aussah, damit vertrieben sie sich die Zeit. Die größte Freude hatten sie aber, wenn ich sie zu den Thieren führte, die ich hatte, zu den Hühnern, der Kuh oder den Schafen, da lachten sie und freueten sich.

Nach meiner Meinung muß ja auch einem Kinde ein lebendiges Thier lieber sein, als ein hölzernes.

Die Freude müssen ja aber freilich die Kinder entbehren, die in Städten erzogen werden.

Wieder auf mein Schaf und Lamm zu kommen, so kriegte das Schaf nach Peterstag ein Lämmchen. Im Frühlinge ließ ich ihnen die Wolle abschneiden, verkaufte sie und legte das Geld, das ich daraus gelöset hatte, für mein Friederikchen in eine Sparbüchse.

Das folgende Jahr bekamen meine Schafe zwei Lämmer, und gaben noch einmal so viel Wolle, die verkaufte ich wieder, und legte das Geld zurück. Da wir bei uns eine trockene Weide haben, so fraß sich selten ein Schaf faul, es crepirte auch selten eins, und sie vermehrten sich so stark, daß ich in etlichen Jahren eine Heerde von dreißig Stück hatte, von der ich jährlich sechs bis acht Stück verkaufen konnte. Nun war ich ja freilich nicht mehr im Stande, sie mit trocknem Laube zu ernähren, aber ich hatte unter der Zeit noch etliche Acker Land und Wiesen gekauft. Wenn ich nun zu dem Laube noch das Stroh und etwas Heu von der Wiese nahm, so hatte ich immer so viel Futter, als nöthig war, sie auszuwintern.

Freilich konnte ich auch Friederiken den Gewinnst von den Schafen nicht mehr alleine lassen, sobald ich sie mit Laub nicht mehr ernähren konnte. Ich gab ihr also nur die Hälfte von dem, was ich aus der Wolle und den Schafen lösete, und die andere Hälfte behielt ich für mich. Aber demungeachtet vermehrte sich das Kapitälchen, das ich für sie sammelte, alle Jahre. Aus Pfennigen wurden Groschen, und die Groschen verwandelten sich in Thaler.

Noch mehr nahm es zu, da Friederikchen größer wurde, und selbst etwas verdienen konnte. Denn, sobald sie drei Jahre alt war, führte ich sie zu meiner Frau und sagte:

„Hier, liebe Frau, hast du ein Kapital erworben, das dir reichliche Zinsen einbringen wird, wenn du es nur recht zu benutzen weißt. Was du thust — denke nur immer darauf, wie du dem Kinde etwas zu thun schaffst."

Das muß ich nun meiner Frau nachreden, daß sie mir, da sie mich erst hatte kennen lernen, in solchen Stücken gerne folgte. Sie sprang immer früher aus dem Bette, als sonst, lief in die Stube, setzte sich an den Tisch und überlegte. Anfänglich wußte ich nicht, was das Ding bedeuten sollte, ich schlich ihr also einmal nach, und siehe da, da hatte sie ein Büchelchen, und schrieb etwas hinein.

„Darf ich's sehen?" fragte ich, „was du da schreibst." „Wenn du es nicht lassen kannst, so siehe her," antwortete sie. Da hatte sie nun für jeden Tag eine Seite bestimmt, und darüber geschrieben, z. E. den 5ten August.

Hernach 4 Fragen und 4 Antworten. Z. E.:

1. Was thue ich heute?	Weizen binden.
2. Was gebe ich Friederikchen zu thun?	Aehren zusammen lesen, indem wir Weizen binden.
3. Womit mache ich meinem Manne eine Freude?	Die Strümpfe ihm geben, die du bei dem Hin- und Hergehen auf das Feld für ihn gestrickt hast.
4. Was koche ich?	Hirsenbrei und Eierkuchen.

Ich habe in meinem Leben viel erzählen gehört, vom Steine der Weisen, der die Kraft haben soll, das Blei in Gold zu verwandeln. Niemals habe ich mir aber Mühe gegeben, ihn zu finden. Wozu brauchte ich es denn? Ich

hatte ihn ja schon. Durch die gute Anwendung, die ich, meine Frau und meine Kinder, von der Zeit machten, verwandelten wir nicht nur Blei, sondern alles, was um uns war, in Gold. Auch die verächtlichsten Sachen, die sonst Niemand zu benutzen pflegt, wußten wir zu gebrauchen und zu Gelde zu machen.

Es ist mir immer lächerlich gewesen, wenn andere Leute so sehr klagten, daß sie zu viele Kinder hätten, und sorgten, wie sie etwas für sie sammeln wollten. Meine Kinder habe ich immer als Kapitale angesehen, von denen ich die Interessen zog. Denn, sobald sie nur ein bischen heran wuchsen, bekam ein jedes eine kleine Arbeit, die es nach seinen schwachen Kräften verrichten konnte. Sie mußten jäten, Aehren lesen, Getreide schneiden, Disteln und Gras einsammeln und andere Feldarbeit verrichten. Die Mädchen mußten spinnen, nähen, flicken, stricken, die kleinen Kinder warten. Wie konnte ich es denn besser haben? Ich war ja in meinem Hause ein kleiner Fürst, meine Kinder waren meine Unterthanen, die ich regierte, die für mich arbeiten, und das Beste meines Hauses befördern mußten.

Um das Heirathsgut war ich auch nicht bekümmert. Das mußten sie sich selbst erwerben. Sobald sie etwas arbeiten konnten, bezahlte ich ihnen etwas für ihre Arbeiten, legte das erworbene Geld zurück, legte dazu das Geld, das ich aus dem Holze lösete, was ich den Sommer hindurch am Einheizen ersparte. Dann kaufte ich ihnen dafür allerlei, das Geld einbrachte, den Mädchen Kälber, Schafe, Ziegen, die sie versorgen und groß ziehen mußten, den Knaben kleine Stückchen Land, die sie bearbeiteten, mit Obstkernen besäeten, die Stämmchen, die daraus wuchsen,

oculirten, pfropften und verkauften. Allen kaufte ich Bienenstöcke, und legte das Geld, das sie daraus löseten, in ihre Kasse. Hatte eins einen besondern Einfall, durch welchen es sich etwas erwerben konnte, so half ich dazu, ihn auszuführen, wie ich nur konnte und wußte.

So zog sich z. E. Friederikchen Enten, Clärchen Gänse, und verkauften sie, wenn sie groß waren. Mein Gottlieb pflanzte Rosmarin, und lösete aus den Stengeln, die er bei Hochzeiten und Begräbnissen verkaufte, viel Geld, und mein Conrad pflanzte Weiden auf alle Plätze, wo sie fortkommen.

Auf diese Art mehrte sich das Vermögen meiner Kinder mit jedem Jahre.

Einmal feierten sie meinen Geburtstag. Da ich vom Felde nach Hause kam, fand ich Frau und Kinder vor dem Hause, und jedes hatte ein Bäumchen in der Hand, das es um das Haus herum gepflanzt hatte.

Ich lächelte und sagte: „Guten Abend Kinder! was macht ihr denn hier?“

„Wir haben,“ war ihre Antwort, „Bäume gepflanzt.“

„Und warum denn?“ fragte ich weiter.

„Zum Andenken deines Geburtstags,“ sagten sie. Und nun fiel mir alles um den Hals, und, was den Hals nicht erreichen konnte, fiel um die Knie, und alle riefen: „Lieber Mann! lieber Vater! lebe recht lange bei uns! Iß die Aepfel, Birnen, Pflaumen und Kirschen von den Bäumen, die wir gepflanzet haben. Wir wollen auch alle recht gut sein, daß du an uns Freude sehen sollst.“

Da wurde mir das Herz weich. Ich küßte sie alle und weinte.

Da ich in die Stube trat, fand ich eine gute Mahl-

zeit, die meine Frau bereitet hatte. Gar zu viel kostete sie nicht, sie schmeckte mir aber doch herzlich gut. Durch Arbeit hatte ich mir Appetit verschafft, und um mich herum sahe ich so viele freundliche Gesichter, die mich alle lieb hatten, und die ich auch, wie mein eigen Leben, liebte.

Da ich das letzte Stückchen Kuchen verzehrte, nahm meine Frau ein Glas Bier, und sagte: „Kinder! es lebe euer lieber Vater!“ Da nahm jedes Kind sein Glas und rief: „es lebe unser lieber Vater!“

„Er lebe,“ sagte ich, „so lange Gott will.“

Nun hielt ich aber ein Redchen, etwa auf folgende Art:

„Lieben Kinder! ihr habt mir heute viele Freude gemacht, und ich muß es euch gerade zu sagen, daß ich lange nicht so einen vergnügten Tag gehabt habe. Nun wünsche ich nichts mehr, als daß wir recht lange vergnügt bei einander leben mögen, ihr, eure liebe Mutter und ich. Ich habe schon lange darüber nachgedacht, und will euch meine Meinung davon sagen.“

„Gebt Achtung! Bisher ist die Gewohnheit gewesen, daß die Eltern für ihre Kinder sammelten, und ihnen mitgaben, was sie gesammelt hatten, sobald sie heiratheten. Dieß scheint mir nun eine sehr alberne Gewohnheit zu sein. So lange ein Kind noch klein und unerfahren ist, und die Eltern in ihren besten Jahren stehen, ist es freilich der Eltern Schuldigkeit für die Kinder zu sorgen. So wie aber die Kinder groß werden, werden die Eltern alt und kraftlos. Ist's denn nun wohl vor Gott und der ganzen vernünftigen Welt zu verantworten, daß die alten, grauen, kraftlosen Eltern, die jungen, raschen Kinder noch fort ernähren, und ihnen geben sollen, was sie mit vieler Mühe erworben haben?“

Sie schwiegen stille, und ich fuhr fort zu reden. „Bedenkt einmal selbst, lieben Kinder! Eure Mutter und ich haben es in unserm Leben sehr sauer werden lassen, und damit etwas erworben, davon wir in unserm Alter ruhig leben können. Ihr werdet alle Tage größer und stärker, und wir — wir werden täglich älter und schwächer. Könnt ihr nun wohl von uns verlangen, daß wir das bischen Gut, das wir erworben haben, euch geben sollen?"

„Ich habe deßwegen die Einrichtung gemacht, daß jedes meiner Kinder sich selbst etwas erwerben muß, wovon es künftig sich einen Haushalt anfangen kann. Ihr werdet sehen, daß ich es gut mit euch meine. Wenn ihr euch selbst etwas zu erwerben sucht, so werdet ihr dabei gewitzt, gewöhnt euch an's Nachdenken, an die Arbeit und die Ordnung. Das verläßt euch hernach euer Leben lang nicht. Wer den Kopf auf dem rechten Flecke hat, und macht von der Zeit einen guten Gebrauch, der leidet niemals Noth, der schafft sich immer Geld, so viel er nöthig hat. Wer hingegen sich nicht zum Nachdenken, zum Fleiße und zur Ordnung gewöhnt hat, der kommt auf keinen grünen Zweig, und wenn er noch so viel Geld und Gut von seinen Eltern bekäme. Drei bis viertausend Thaler ist viel Geld, das ist wahr, aber wie bald ist das verzehrt, wenn man nicht gelernt hat, etwas erwerben, und mit dem, was man hat, gut Haus zu halten. Ich habe manches Ehepaar gekannt, das gesund und stark war, ein Ansehnliches von den Eltern mit bekommen hatte, und doch ihnen beständig über dem Halse lag, und sie um Zuschuß plagete. Ist das wohl erlaubt?"

Meine Kinder höreten aufmerksam zu, hernach gab mir jedes die Hand, und versprach mir, daß es selbst für sich sorgen, und seinen Eltern nicht beschwerlich fallen wolle.

Auf diese Art heiratheten sie alle, ohne daß mir die Ausstattung Sorgen machte, weil jedes schon so viel erworben hatte, das es damit seine Haushaltung anfangen konnte, und weil sie sich dabei an Nachdenken, Fleiß und gute Ordnung gewöhnt hatten, so war es ihnen auch leicht, sich noch mehr zu erwerben. So habe ich nun die Freude zu sehen, daß alle meine Kinder ihr reichliches Auskommen haben, und ich selbst leide auch keine Noth. Die Güter, die ich mir, durch gute Anwendung meiner Zeit, erworben habe, ernähren mich hinlänglich, und keinem meiner Kinder fällt es ein, etwas davon zu verlangen."

Doch ich komme in das Reden hinein, daß ich vergesse zu sagen, wie ich es weiter mit der Erziehung meiner Kinder gehalten habe.

Da Friederikchen fünf Jahre alt war, sagte ich zu meiner Frau, nun ist's wohl Zeit, daß wir sie etwas lernen lassen. Sie war es zufrieden. Ich überlegte nun, wie ich den Unterricht einrichten wollte. Da ich aber den andern Tag nach Hause kam, so hatte ihn meine Frau schon angefangen. Sie wollte mir eine unvermuthete Freude machen, und, da ich mich eben zu Tische setzen wollte, fing Friederikchen an zu beten: Das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, macht uns rein von allen Sünden. Daß nun meine Frau gleich so willig gewesen war, meinen Willen zu thun, das machte mir große Freude; aber die Art, wie sie es angefangen hatte, wollte mir gar nicht gefallen.

Bei Tische ließ ich mir weiter nichts merken. Sobald ich aber mit meiner Frau allein war, nahm ich sie bei der Hand, und sagte: „Liebes Rebekchen, du meinst es herzlich gut damit, daß du Friederikchen den schönen Spruch gelehret hast. Aber ich glaube, er ist noch viel zu schwer für

sie. Meiner Meinung nach versteht sie ihn gar nicht.“ Da lachte Rebekchen, und sagte: „sieh doch unser Kind nicht für gar zu einfältig an. Ich habe ja den Vers schon hergesagt, da ich eben so klein, wie Friederikchen war.“

„Ja,“ antwortete ich, „hersagen und verstehen ist zweierlei. Ich will einmal die Probe machen, und Friederikchen über diesen Spruch examiniren.“ Sie mußte hereinkommen, und ich fragte sie, wer denn der Herr Jesus Christus wäre? Was ein Sohn, was der Sohn Gottes sei? Was sie durch die Sünde verstehe? Wie uns das Blut Jesu Christi eigentlich von Sünden reinige? Da gab das Mädchen lauter Antworten, die so albern waren, daß ich sie nicht nachsagen mag, weil ich nicht gern mit heiligen Sachen ein Gespötte treibe. Rebekchen wurde roth, und befahl, daß Friederikchen wieder weggehen sollte. Denn darinne waren wir einig, daß die Kinder nicht zuhören mußten, wenn die Eltern sich über ihren Unterricht und ihre Erziehung mit einander beredeten. Sobald sie weggegangen war, so sagte meine Frau, „wenn du so klug bist, so erkläre doch dem Mädchen den Spruch.“

„Das wollte ich gern thun,“ war meine Antwort, wenn ich es nur könnte. Das Kind ist aber noch zu jung, es versteht nicht, was ich sage. Wie ist es denn möglich, daß ich einem so kleinen Kinde begreiflich mache, was der Sohn Gottes sei?“

„Soll denn unser Kind,“ fuhr meine Frau fort, „ein Heide oder ein Türke werden, und nichts lernen?“

„Das ist meine Meinung gar nicht,“ antwortete ich. „Das Kind darf aber, wie ich glaube, gar nichts lernen, als was es versteht.“

„Was soll es denn da eigentlich lernen?“ fragte meine Frau weiter.

„Das will ich dir nächstens sagen,“ antwortete ich.

Was ich ihr aber eigentlich sagen sollte, das wußte ich wirklich selbst nicht. Ich sann hin und her, las alle Bücher durch, die ich besaß, fand aber nirgends, was man ein sechsjähriges Kind lehren müsse. Das fuhr mir durch den Kopf, und griff mich so stark an, daß ich einmal eine ganze Nacht nicht schlafen konnte.

Was hatte ich zu thun? Den nächsten Morgen ging ich zu unserm Herrn Pfarrer, und trug ihm den Casus vor. „Sagen Sie mir,“ sprach ich, „ehrwürdiger Herr, habe ich Recht, oder habe ich Unrecht? ich glaube, mein Kind versteht diesen und die mehresten andern Sprüche noch gar nicht.“

Er zuckte die Achseln, und sagte: „Recht magst du wohl haben — aber — ich kann es nicht ändern. Weißt du was, ich habe gelesen, daß man in N. N. sechsjährige Kinder so unterrichte, daß sie alles verstünden. Wie wäre es, wenn du einmal einen Weg daran wagtest, hingingest und zuhörtest, wie da die Kinder unterrichtet würden?“

„Halt!“ dachte ich, „das willst du thun.“ Den andern Morgen ging ich also bald früh fort, immer nach N. N. zu. Um einen Bewerb dahin zu haben, nahm ich eine Mandel Eier mit. Da ich ankam, stand eben ein kleines Bürschchen vor dem Brunnen, ließ ein Glas voll Wasser laufen, und trank es halb aus, so vergnügt, wie wenn es Wein wäre.

„Was hat Er denn in Seinem Kober?“ fragte es mich. „Eier,“ war meine Antwort, „wenn Sie hier etwa welche

kaufen wollen.“ „Was kostet denn die Mandel?“ fragte es weiter. Ich forderte wenig, und wurde sie sogleich los.

Während der Zeit, daß ich sie verkaufte, versammelten sich noch etliche Kleine um mich, und fragten mich alles aus, wo ich her wäre? wie ich hieße? ob ich eine Frau? ob ich Kinder hätte? auf einmal liefen sie alle fort. Ich faßte den einen bei der Hand, und fragte, wo er so geschwinde hingehen sollte? In die Lehrstunde, antwortete er.

„Was für eine Lehrstunde,“ fragte ich weiter, „haben Sie jetzt? „Naturgeschichte,“ war seine Antwort, und nun lief er fort, und ließ sich nicht länger halten.

Ich ging ihm nach bis in die Stube, wo der Unterricht ertheilt werden sollte, und fragte den Lehrer, ob ich nicht die Erlaubniß haben könnte, zuzuhören?

Gerne, war seine Antwort. Den Augenblick lief einer von den Kleinen fort, und stellte mir einen Stuhl hin, daß ich mich darauf setzen sollte.

Da hörete ich denn freilich einen Unterricht der mir ganz nagelneu war. Die Kinder, es waren die kleinsten, hatten gar kein Buch bei sich, der Lehrer auch nicht. Dieser sagte, er wollte den Kindern heute etwas artiges zeigen, sie müßten es aber errathen. Da riethen nun die Kinder hin und her, endlich brachten sie es heraus, es wäre eine Taube!

Getroffen! sagte der Lehrer, und brachte wirklich eine lebendige Taube hervor. Da lachten sie alle und schlugen in die Hände. Nun fing er an, sie über die Taube zu examiniren.

Ich will doch das Examen erzählen, so gut, als ich es gemerkt habe.

L. Das wäre also eine Taube. Unter welche Art von Thieren gehört sie denn?

K. Unter die Vögel.

L. Unter die Vögel? Warum denn nicht unter die Fische?

K. Ei, weil sie Flügel und Federn hat.

L. Gibt es denn, außer der Taube, noch mehrere Vögel?

K. O ja! Das Rothkehlchen, die Schwalbe, die Gans, der Storch, die Eule.

L. Und die wären alle Vögel? Warum denn?

K. Weil sie alle Flügel und Federn haben.

L. Wenn also die Taube ein Vogel ist, wie wird sie sich fortpflanzen?

K. Durch die Eier! Durch die Eier!

L. Richtig! durch die Eier. Gibt es denn, außer den Vögeln, noch andere Thiere, die sich durch Eier fortpflanzen?

K. O ja! Die Fische, die Frösche, die Schnecken, die Käfer.

L. Gut. Könnt ihr es der Taube nicht etwa ansehen, wovon sie ihre Nahrung hat? vermuthlich schwimmt sie auf dem Wasser herum und —

K. O nein! Wenn sie auf dem Wasser ihre Nahrung suchte, so hätte sie gewiß von dem lieben Gott Schwimmfüße bekommen, wie die Gans und die Ente.

L. Da wird sie wohl in's Wasser baden, wie —

K. Aha! wie der Storch und der Fischreiher. Ja, wenn dieses wäre, so müßte sie auch wohl so lange Füße, wie diese Vögel haben.

L. Das ist freilich wahr. Ich glaube also, sie lebt

von Vögeln und kleinen vierfüßigen Thieren, wie der Falke, die Eule u. dgl.

K. Da würde sie mit ihrem kurzen weichen Schnabel, und ihren Füßen, die keine Krallen haben, weit kommen. Von Körnern lebt sie!

L. Das glaube ich auch. Ist sie wohl nützlich?

K. O ja! man ißt ihre Jungen.

L. Sonst zu nichts?

K. Ich weiß es! mit dem Taubenmiste düngt man die Wiesen!

Und nun ging es immer weiter. Nun mußten die Kinder alle Theile der Taube, ihre Feinde, hernennen, erzählen, was die Tauben für Schaden thäten, wie sie sich anbaueten, wie vielerlei Arten es gäbe. Am Ende mußten sie eine Vergleichung zwischen einer Taube und einer Kuh anstellen.

Ich rutschte auf dem Stuhle hin und her, und es wurde mir Zeit und Weile lang, ehe ich wieder nach Hause kam. Das sind doch, dachte ich, lauter Sachen, die du verstehst, und die du Friederikchen erklären kannst. So etwas hören die Kinder auch gerne.

Ich dachte, die Lehrstunde wäre nun aus, aber ich hatte mich betrogen. Nun mußte erst das älteste Kind herlesen, was es von dem vorigen Tage gemerkt hatte. Es las folgendes: Die Weide kommt am besten fort, an den Ufern der Bäche und Flüsse. Man säet sie nicht, sondern pflanzt sie auf folgende Art fort: Im März hauet man die stärksten Zweige ab, und legt das untere Theil davon in ein kleines fließendes Wasser, etwa vierzehn Tage lang. Hernach macht man an den Ufern der Bäche und Flüsse Löcher in die Erde, steckt den Weidenzweig hinein, und tritt die

Erde feste an. Die Weide ist sehr nützlich. Alle drei Jahre kann man sie köpfen. Die Zweige kann man fortpflanzen, oder verbrennen. Die Böttcher machen davon Reife, und die Korbmacher flechten daraus allerlei Körbe, Flechten und Horden. Auch fressen die Schafe die Zweige gern, die man im Herbste abhauet und trocknet.

Läßt man den Weidenbaum groß werden, so kann man daraus Bretter schneiden lassen.

Wenn der Weidenbaum alt wird, so fängt er inwendig an zu faulen.

Sobald die Lehrstunde geendigt war, bedankte ich mich bei dem Lehrer höflich, daß er mir hatte erlauben wollen, zuzuhören, wünschte, daß doch auch Bauernkinder so unterrichtet werden möchten, und bedauerte, daß wir nicht Geld genug hätten, um sie auch in so eine Erziehungsanstalt schicken zu können.

Er lächelte und sagte: „Ist denn hierzu Geld nöthig? Habt ihr bei euch nicht so gut die Werke Gottes, als wie wir? Habt ihr nicht so gut Verstand und Augen, wie wir, um sie zu betrachten? Warum betrachtet ihr sie denn nicht? Warum zeigt ihr sie nicht euern Kindern?“

„Ja,“ sagte ich, „wir haben die Einsichten nicht dazu.“

„Das glaube ich wohl,“ war seine Antwort, „ich habe diese Einsichten sonst aber auch nicht gehabt Was man nicht hat, muß man sich zu erwerben suchen, man muß andere verständige Leute um Rath fragen, die Augen fein aufthun, wenn man auf dem Felde ist, alles genau ansehen und beobachten, und bisweilen ein gutes Buch nachlesen.“

„Ich danke vielmals,“ sagte ich, ging fort und dachte auf dem Wege der Sache weiter nach.

Da ich wieder zurück in mein Dorf kam, war das erste, was ich hörte, dieses, daß unser alter Kircheninspector gestorben wäre.

Den folgenden Sonntag wurde ein neuer gewählt, und der, der gewählt wurde, war ich. Der Herr Pfarrer ließ mich zu sich kommen, und machte es mir bekannt.

Ich wußte gar nicht, wie ich zu der Ehre kam, und wollte sie anfänglich nicht annehmen, weil gar viele Männer im Dorfe waren, die älter und vornehmer waren, als ich. Der Herr Pfarrer versicherte aber, (wenn ich es sagen soll, wie es an sich selbst ist), es wäre Niemand im Dorfe, der sich zu diesem Amte besser schicke, als ich. Ich könne gut schreiben und rechnen, führte eine gute Ehe, gute Haushaltung, und lebte mit allen Menschen verträglich. Solche Männer müßten Kircheninspectoren werden. Kurz, er ließ mich nicht eher von sich, bis ich ihm versprach, daß ich das Amt annehmen wollte.

Die nächste Woche war Schulexamen, wobei ich zugegen sein mußte. Oben saß der gnädige Herr, an der Seite der Herr Pfarrer, hernach folgte ich. Da mußten nun die Kinder alles hersagen, was sie das halbe Jahr hindurch gelernt hatten. Da, dachte ich, kannst du viel Gutes stiften.

Ich erinnerte mich an meinen vorigen Zustand, und an das, was mir der gnädige Herr sagte, da ich noch die Schweine, Gänse und Ziegen fütterte. Jetzt, dachte ich, mußt du für so viele junge Menschen sorgen, hättest du die Zeit nicht gut angewendet, so müßtest du vielleicht die Gänse hüten. Die Thränen traten mir in die Augen, da ich es so recht bedachte.

Da das Examen zu Ende war, mußte ich mit dem

Herrn Pfarrer bei dem gnädigen Herrn auf dem Schlosse speisen, und er fragte mich, wie mir das Examen gefallen hätte? ob ich auch mit allem zufrieden wäre, was den Kindern gelehret würde?

„Gnädiger Herr!" war meine Antwort, „führen Sie mich doch nicht in Versuchung! Das verstehen Sie ja alles besser als ich."

„Und wenn das auch wäre," antwortete er, „so möchte ich doch gerne auch deine Meinung wissen."

„Wenn Sie nun darauf bestehen," war meine Antwort, „so will ich Ihnen meine einfältige Meinung sagen. Mir kommt es vor, als wenn die Kinder von dem mehrsten, was sie lernen müssen, wenig oder nichts verstünden. Ich dächte, es wäre besser, wenn sie erst die Dinge kennen lernten, die auf der Erde um sie herum sind, die sie sehen, hören und fühlen können, als diejenigen, die im Himmel sind, die man nicht sehen, nicht hören, nicht fühlen und gar nicht begreifen kann."

Sie lächelten Beide, da ich dieß sagte. Der Herr Pfarrer drückte mir aber die Hand und sagte: „Mein lieber Herr Inspector! das alles hat der gnädige Herr schon lange gewußt, er hat aber diese Art des Unterrichts nicht einführen mögen, weil er besorgte, die Nachbaren würden damit unzufrieden sein."

„Nun, da er einen verständigen Herrn Inspector hat, wird alles schon besser gehen."

„Künftige Woche wollen wir diese Art des Unterrichts schon in die Schule einführen. Stehe er uns nur bei!"

Wie er sagte, so geschah es. Die nächste Woche brachte der Herr Schulmeister, der auch schon zugestutzt (vorbereitet) war, eine Henne mit in die Schule, und sagte den Kin-

dern alles, was er davon zu sagen wußte. Sie spannten alle gewaltig auf, und freuten sich darüber, daß sie alles verstanden, was ihnen gesagt wurde. Den folgenden Tag brachten die ältesten Kinder viele Blätter, die sie damit beschrieben hatten, was ihnen den Tag zuvor war gelehrt worden. Nun ging es immer weiter. Alle Tage wurde etwas Neues aus der Natur gezeiget, bald ein Thier, bald ein Baum, bald eine andere Pflanze, oder ein Stein. Wußte der Herr Schulmeister nicht, was er vorzeigen sollte, so hatte der gnädige Herr eine große Sammlung von Thieren, Pflanzen und Steinen. Daraus gab er ihm immer etwas zum Vorzeigen.

Sechs Wochen lang ging das Ding recht gut. Hernach wurden aber die Nachbarn unruhig und sagten, der Herr Pfarrer wollte eine neue Lehre einführen und den alten Glauben abschaffen. Sie droheten, sie wollten die Kinder aus der Schule nehmen, und den Herrn Pfarrer beim Oberconsistorium verklagen.

Ich wußte wohl, was der Grund von diesem Lärmen war. Des Schulzen Sohn wäre gerne Kircheninspector geworden. Da ihm dieß nun fehlschlug, und ich bekam das Amt, so wurde er darüber neidisch und boshaft, und suchte mir und dem Herrn Pfarrer die ganze Gemeine auf den Hals zu hetzen.

Der Herr Pfarrer nun, der ein gar guter und sanftmüthiger Herr war, hielt den folgenden Sonntag gar eine erbauliche Predigt, von der Lehrart Jesu Christi. Er bemerkte, daß er bei seinem Unterrichte wenig oder keine Bücher gebraucht, sondern seine Zuhörer immer auf die Werke Gottes, auf die Vögel unter dem Himmel, die Lilien auf dem Felde, die Sperlinge, Weinstöcke u. dergl.

hingewiesen hätte, daß sie sie betrachten sollten. Man könne ja auch den lieben Gott nicht besser kennen lernen, als wenn man seine Werke fleißig betrachtete. Daher habe der liebe Gott den Kindern auch einen starken Trieb eingepflanzt, sich mit seinen Werken bekannt zu machen. Sie freuten sich allemal, und hörten aufmerksam zu, wenn man ihnen ein Thier, eine Blume, Pflanze zeigte, und ihnen davon etwas erzählte. Wenn man also die Kinder durch die Bekanntmachung mit der Natur zu Gott führete, so wäre dieß keine neue Lehre, sondern die Lehrart Jesu Christi.

Die Predigt schlug denn durch. Die Gemeine ließ sich diese Lehrart gefallen, und in etlichen Jahren sah man die Früchte davon. Die jungen Leute, die so waren unterrichtet worden, wurden alle klüger und gewitzter. Sonst sahen sie das Feld an, wie die Kuh das neue Thor, alle Gewächse, die sie nicht essen konnten, nannten sie Unkraut, die kleinen Thiere, die sechs oder mehrere Füße hatten, hießen bei ihnen Geschmeiß, und die harten Dinger, die auf dem Felde lagen, nannten sie Steine.

Jetzt wohnt aber eine ganz andere Art von Menschen im Dorfe. Da ist doch weit und breit nichts zu finden, das sie nicht kennten, und nicht zu benützen wüßten. Wenn sie spatzieren gehen, so betrachten sie alles, und freuen sich darüber, und wissen ihren Kindern von jeder Sache etwas zu erzählen, Granit, Porphyr, Kalkstein, Spat, Kiesel, Quarz, das alles wissen sie auf ein Haar von einander zu unterscheiden. Daher gibts auch weit und breit keine so wohlhabenden Bauern, als bei uns. Denn weil sie alles kennen, was um sie ist, so wissen sie auch alles zu benützen.

Wenn sie jetzt in der Schenke zusammen kommen, und

das Gespräch kommt auf die vorigen Zeiten, so haben sie selber oft ihren Spaß darüber, und sagen: „Waren wir sonst nicht einfältige Leute. Wir saßen mitten in der Natur drinnen, und kannten sie nicht, und wußten nicht, was wir damit anfangen sollten. Die Mistjauche gossen wir weg, das Gras schmissen wir in den Weg, das Land, das kein Getreide trug, ließen wir wüste liegen, wenn wir eine Kröte sahen, so liefen wir, wie wenn uns der Kopf brennte, und glaubten, sie beschmeiße uns, sahen wir ein Nordlicht, so meinten wir, es würde Krieg, und wenn wir einen Irrwisch erblickten, so meinten wir, der Teufel, Gott sei bei uns, habe sein Spiel damit. Die Kornwürmer und Maden fraßen uns bald die Haare vom Kopfe, und wir wußten immer nicht, woher sie kämen, und was man dagegen brauchen könne. War denn wohl sonst im ganzen Dorfe einer, der gewußt hätte, wie sich die Ameisen, die Heuschrecken, die Blattläuse fortpflanzen?“

„Jetzt sind wir doch viel gescheidter.“

Um diese Zeit wurde der gnädige Herr gefährlich krank. Sobald ich es hörete, lief ich auf das Schloß, um mich zu erkundigen, wie er sich befände.

Da ich auf den Schloßhof trat, kam mir der Arzt entgegen, der ihn eben besucht hatte. Meine erste Frage, die ich an ihn that, war: „wie befindet sich der gnädige Herr? ist Hoffnung da, daß er länger bei uns leben wird?“

Der Arzt zuckte die Achseln und sagte: „leider ist keine Hoffnung da. Wahrscheinlich ist er morgen um diese Zeit nicht mehr bei uns“

Da weinte ich laut und sagte: „wie? meinen Wohlthäter, meinen Erretter, meinen Vater, soll ich verlieren?“

„Es ist Gottes Schickung," antwortete er, und ich lief nach dem Schlosse zu.

Am Thore kam mir der Herr Pfarrer entgegen, und sagte: „heute, lieber Kluge, gehe Er nicht zum Herrn von Heilberg, er ist schwach, sehr schwach. Morgen aber, Vormittags punkt zehn Uhr, sei Er auf dem Schloßhofe, und bringe Frau, Kinder und Enkel mit. Ich habe etwas veranstaltet, um seinen Abschied zu erleichtern."

Auf dem Wege erzählte er mir noch, daß der gnädige Herr gewaltig unruhig wäre, und glaube, er habe nicht Gutes genug auf der Erde gethan.

Den andern Tag fand ich mich nun zu der bestimmten Stunde auf dem Schlosse mit der Frau, den Kindern, Schwiegersöhnen, Schwiegertöchtern und Enkeln ein. Der ganze Saal war schon voll, weil fast die ganze Gemeine zusammen war.

„Was wird doch," dachte ich bei mir selbst, „das werden!"

Der Herr Pfarrer trat unter uns, und sagte ganz leise: „jetzt, lieben Kinder, seid ganz ruhig! macht kein Geräusch! euer Vater, dem ihr, nächst Gott, alle eure Glückseligkeit zu danken habt, der liegt in den letzten Zügen. Ich möchte ihm gern seinen Abschied von der Erde recht leicht und süße machen, und habe euch deßwegen hierher bestellt, daß er mit seinen brechenden Augen alle das Gute noch einmal übersehen möchte, das er auf der Erde gestiftet hat. Seid ruhig, Kinder, ich bitte euch."

Nun stellte er uns alle in Ordnung! Mich und meine Familie, die sich damals auf zwanzig Personen belief, oben an.

Er ging nun fort. Bald höreten wir aber, daß er an-

fing, in dem Zimmer, wo der gnädige Herr lag, das Klavier zu spielen, und mit einigen Kindern folgende Verse zu singen:

Hilf, daß wir unsre Lebenszeit,
Nach deinem Willen, Gott, anwenden,
Dann mehrt, mit jedem Tage, sich,
Des Guten Summe, das wir stiften.

Dann sehen wir, mit Freudigkeit,
Zurück auf unser Erdenleben,
Wann deine Vaterliebe winkt,
Zu dir, zu dir, empor zu steigen.

Die Gruft, die unsern Leib umschließt,
Netzt dankbar dann des Frommen Thräne,
Der uns sein Heil dankt, und dein Lohn
Erwartet uns vor deinem Throne.

In meinem Leben vergesse ich den Auftritt nicht, den ich damals sahe.

Sobald es an die Zeilen kam:

Dann sehen wir, mit Freudigkeit,
Zurück auf unser Erdenleben,

thaten sich die Thüren von des gnädigen Herrn Zimmer auf, und er sahe gegen hundert große und kleine Menschen vor sich, die ihm alle ihre Glückseligkeit verdankten. Allen standen die Thränen in den Augen.

Da es aber an die Zeilen kam:

Die Gruft, die unsern Leib umschließt,
Netzt dankbar dann des Frommen Thräne,

fingen wir alle an erst zu schluchzen, hernach aber so laut

zu weinen, daß man das Singen kaum noch hören konnte. Der gnädige Herr hielt die Hände in die Höhe, schlug sie zusammen, und sahe nach dem Himmel zu. Hernach winkte er uns, daß wir zu seinem Bette kommen sollten. Wir traten alle schluchzend hinzu.

Dann ließ er sich durch den Herrn Pfarrer das Kissen so unterlegen, daß er sitzen konnte, und hielt zu uns, mit schwacher Stimme, folgende Rede:

„Lieben Kinder! ich habe nun 65 Jahre auf der Erde gelebt — davon habe ich viele Tage in meiner Jugend mit Müssiggang und Ausschweifungen zugebracht. Da ich aber älter und verständiger wurde, fing ich an, meine Zeit besser anzuwenden, ich arbeitete fleißig, und gab mir Mühe, euch, lieben Kinder, verständiger und besser zu machen. Das ist mir nun gelungen. Vor vierzig Jahren war, wie ihr wohl wißt, Heilberg das elendeste Dorf in Deutschland, Bettler, rohe böse Menschen wohnten drinne. Nun sehe ich so viele gute, verständige, zufriedene Menschen vor mir, die alle ihr gutes Auskommen haben. Daran habe ich schon in meinem Leben meine Freude gehabt! Alle mein Geld und Gut machte mir nicht so viel Freude, als ein guter Mann, oder eine gute Frau, die ich hatte erziehen lassen, oder mit gutem Rathe unterstützet. Aber noch mehr Freude fühle ich jetzt, da ich von der Erde abgehe! Wo sind die Tage, die ich bei der Karte oder bei dem Weinglase zubrachte? Ach, sie sind verloren! ewig verloren! Die Stunden hingegen, die ich recht gut anwendete, die tragen jetzt Frucht, recht süße Frucht. Ich kann nichts mehr genießen — die Aprikosen kann ich nicht einmal mehr schlucken, die hier neben mir stehen, die auf den Bäumen wuchsen, die ich pflanzte. Aber das labt, so viele gute Menschen zu sehen,

die mich lieb haben, und — kurz und gut, lieben Kinder, lebt wohl, und versprecht es mir, daß ihr eure Zeit auch recht gut anwenden wollt, damit wir in einer bessern Welt wieder zusammen kommen!"

Da trat nun alles herbei und reichte ihm die Hand und dankte. Einer rief: „Gott vergelte es ihm in der Ewigkeit, — ich war ein liederlicher Mensch — er hat mich gebessert!" „Ach," rief eine Frau, „er hat den Himmel an mir verdient. Er hat in meinem Hause Frieden gestiftet, er hat meine Kinder vom Tode gerettet!" Ich trat mit meinem ganzen Heerdchen zu ihm, faßte seine Hand und sagte: „Viel Worte kann ich nicht machen, aber — bedenken Sie nur, ich war ein Betteljunge, da ich zu Ihnen kam, und nun sehen Sie nur die vielen braven Leute, die um mich stehen!"

Er konnte es nicht länger aushalten, winkte mit der Hand, daß wir ihn verlassen möchten. Wir gingen fort, und hörten nach ein paar Stunden, daß er verschieden sei.

Hatte ich meine Zeit vorher gut angewendet, so that ich es jetzt noch mehr. Da ich nach Hause kam, versammelte ich meine ganze Familie um mich und sagte: „lieben Kinder! ihr habt jetzt mit euern eigenen Augen gesehen, was Menschen Leben ist. Der gnädige Herr hat nun so vieles Geld und Gut gehabt! was hilfts ihm? weder Essen noch Trinken schmeckt ihm mehr! Sein Haus, seine Aecker, seine Gärten, seine Uhren, seine Bilder, sein Münzkabinet, alles muß er zurücklassen. Aber das Gute, das er bei unserer Gemeine gestiftet hat, das erquickt ihn noch. Und wenn wir einmal zu ihm kommen, so werden wir ihm alle noch für das Gute danken, das wir von ihm gelernet haben."

„Ich dächte also, lieben Kinder, wir nähmen uns vor, auch so viel Gutes zu stiften, als uns möglich ist, damit wir auch einmal einen sanften Tod hätten, und von der Welt etwas mit hinweg brächten."

„Ja," riefen alle, „lieber Vater, das wollen wir thun."

Der gnädige Herr hatte bei seinem Leben die Verordnung gemacht, daß kein Todter eher begraben werden durfte, als den dritten Tag nach seinem Ableben, oder wenn er zu riechen anfing. Er hatte auch auf den Kirchhof ein Gewölbe bauen lassen, wohin die todten Körper so lange gesetzt und untersucht werden mußten, bis man es gewiß wußte, daß sie wirklich todt wären. Wir hatten nämlich einmal ein artiges Mädchen von zwanzig Jahren begraben, das an einem hitzigen Fieber gestorben sein sollte. Den andern Tag ging das Gespräch im Dorfe, das Mädchen spuke, man hätte gehört, daß es im Sarge gepocht habe. Das Gespräch kam auch bis zu den Ohren des gnädigen Herrn, der ließ das Grab sogleich öffnen. Ei du barmherziger Gott! was hatten wir da für einen Anblick! Das Mädchen lag auf dem Bauche, und hatte sich vor Angst das ganze Gesicht zerkratzt. Alle Nachbaren standen wie versteinert da. Dem gnädigen Herrn standen die Thränen in den Augen, und auch der härteste Mann konnte sich des Weinens nicht enthalten. Die Mutter des Mädchens fiel in Ohnmacht, und der Vater wollte sich alle Haare aus dem Kopfe raufen.

„Was hilft das Wehklagen nun," sagte der gnädige Herr, „wir können das arme Mädchen doch nicht wieder lebendig machen. Aber, liebe Nachbaren, ihr könnt an diesem schrecklichen Exempel sehen, was noch bei euch für böse Gewohnheiten herrschen, die ihr euch durchaus nicht

wollt nehmen lassen. Wenn man etwas verbessern will, so sprecht ihr immer, das thun wir nicht, es ist bei uns einmal der Gebrauch und das Herkommen so, unsere Väter und Großväter haben's so gehalten, und die waren doch auch keine Narren. Da seht ihr es ja mit euren eignen Augen, was dabei heraus kommt, wenn man zu sehr auf das alte Herkommen hält. Es ist nun bei euch der Gebrauch und das alte Herkommen, und eure Väter und Großväter haben es so gehalten, daß die Leute, die todt schienen, gleich nach 24 Stunden unter die Erde gebracht wurden. Wie mancher wird da lebendig begraben worden sein; wie manches sein Vater oder Großvater wird in der Erde gepocht, gekratzt und nach seinen Kindern geseufzt haben, bis er noch einmal sterben mußte!"

„Wollen wir es denn nun bei dem alten Herkommen lassen?"

„Ach nein, mein lieber, gnädiger Herr," riefen alle, „um Gottes Willen schaffen Sie doch das alte Herkommen ab." „Gut," sagte er, und ließ sogleich das Gewölbe auf den Gottesacker bauen, und machte die Verordnung, daß die Körper, die man für todt hielt, erst ein paar Tage darinne stehen sollten, ehe sie unter die Erde gebracht würden.

Mit dem Körper des gnädigen Herrn wurde es nun eben so gehalten.

Den dritten Tag wurde er grün um die Augen und fing an zu riechen, deßwegen wurde er nun zu seiner Ruhestatt gebracht, und zwar — in seinen Garten, weil er es ausdrücklich verordnet hatte, daß man ihn nicht in die Kirche begraben sollte, damit die Dünste, die aus dem Grabe aufstiegen, nicht den Lebendigen schaden möchten,

sondern im Garten in ein Grab, das er schon bei seinen Lebzeiten hatte zurechte machen lassen.

Er hatte ein gewaltig schönes Leichen-Begängniß. Erst hielt ihm der Herr Pfarrer eine Predigt, wozu der Text war: Lasset uns Gutes thun, und nicht müde werden, denn zu seiner Zeit werden wir auch ernten ohne Aufhören. Hernach folgte die ganze Gemeine, Alt und Jung, Groß und Klein dem Sarge nach bis an's Grab. Da hielt ihm alles, was reden konnte, eine Leichenrede, denn Jedes rühmte und lobte, was er in der Gemeine Gutes gestiftet habe.

Ich sagte nichts, weil ich nicht wußte, wo ich mein Loben anfangen sollte.

Da der Leichnam eingesenkt und das Grab zugescharret war, trat der Herr Pfarrer auf das Grab, und holte eine Schrift heraus, die versiegelt war. Er hielt sie in die Höhe, winkte, daß wir stille sein sollten, hernach erbrach er sie, und las sie uns vor. Sie war von dem gnädigen Herrn selbst aufgesetzt, und lautete folgendermaßen:

„Liebe Nachbaren! Es ist bisher der Gebrauch und das alte Herkommen gewesen, daß, wenn Jemand von der Erde ging, seine Anverwandten schwarze Kleider anzogen, und ihn damit betrauerten. Dies kostete nun viel Geld, und half doch Niemandem etwas. Ich habe deßwegen meiner Familie verordnet, daß sie mich nicht mit schwarzen Kleidern nnd Flor betrauern solle; wenn es ihr leid wäre, daß mich Gott von ihr gerufen hätte: so solle sie mich in ihren Herzen betrauern. Weil nun meine Familie dadurch wenigstens 1000 Thaler ersparet, so will ich euch diese 1000 Thaler schenken, doch mit der Bedingung, daß ihr davon einen Gasthof erbauet, und einen ehrlichen Mann hinein-

setzet, der dafür sorget, daß die Reisenden, für billige Bezahlung, gut aufgenommen und bewirthet werden, und, wenn sie ermüdet ankommen, wenigstens ein reinliches Lager, gut ausgebackenes Brod, gutes helles Bier, Butter, Käse und wohlzubereitetes geräuchertes oder eingepökeltes Fleisch finden. Das wird euch sehr nützlich sein, die Reisenden werden gern bei euch einkehren und euch segnen. Und es geht uns wohl, wenn uns Menschen segnen, denen wir Gutes gethan haben."

„Lebt wohl, liebe Nachbaren, und behaltet mich lieb! Wenn ihr das Holz schlagen laßt, das ich vor vierzig Jahren habe ansäen lassen, so vergeßt doch den bösen Weg nicht im Rittersheimer Grunde, und bessert ihn aus, damit die Fuhrleute nicht über euch seufzen. Auch wünschte ich, daß ihr, sobald ihr etwas Geld übrig habt, in wohlfeilen Zeiten einen Vorrath von Roggen einkauftet, damit ihr, wenn Theurung eintritt, ihn wieder um billigen Preis an eure armen Mitnachbaren verkaufen könntet. Auch dafür werden sie euch segnen. Und Segen der Mitmenschen ist so gut! Lebt wohl und segnet mich auch, wenn ihr glaubt, daß ich es um euch verdient habe. Ich bin

Euer Freund

Friedrich von Heilberg.

„Den hat er verdient," rief der Schulze aus, „unsern Segen hat er verdient," riefen alle. „Ewig gehe es ihm wohl, dem lieben guten Herrn von Heilberg." Und nun gingen wir nach Hause und trockneten die Augen.

Da ich so in tiefen Gedanken ging, rief Jemand hinter mir: „Nachbar Kluge! Nachbar Kluge!" Ich drehete mich um, da war es des Schulzen Sohn, der hastig nach

mir zulief. Nu, dachte ich, was will denn dieser? er hatte mir gar vielen Verdruß gemacht.

„Nachbar Kluge!“ sagte er, „wie hat euch des Herrn Pfarrers Leichenpredigt gefallen?“

„Herzlich,“ war meine Antwort.

„Mir auch,“ fuhr er fort; „aber noch besser das Lob, das ihm die Nachbaren ertheilten. Es ist doch gar zu hübsch (indem er die Augen wischte), wenn man eine gute Nachrede hinterläßt. Nachbar Kluge! (indem er mir die Hand reichte) ich habe euch vielen Verdruß gemacht, vergebt mir es! es soll nicht mehr geschehen! wir wissen ja nicht, wie lange wir bei einander leben. Ich möchte so gern auch eine gute Nachrede haben!“

„Hier ist meine Hand!“ sagte ich, „ich bin kein Freund von Zank und Streit.“

„Nun, (indem er mir die Hand drückte) da sollt Ihr auch sehen, wie gut ich es mit Euch meine. Ich will nun thun, alles, was mir möglich ist, daß des gnädigen Herrn Willen geschehe. Ich will mit meinem Vater drüber sprechen, der Gasthof soll hingestellet, der Weg ausgebessert, und der Roggen eingekauft werden.“

„Es gilt schon,“ sagte ich.

Den nämlichen Abend ging ich noch zum Herrn Pfarrer, und erzählte ihm, was mir des Schulzens Sohn gesagt hatte. Er schlug die Hände zusammen, und sagte: „das ist mir ja herzlich lieb, so stiftet ja der gnädige Herr mit der Stunde, die er zur Aufsetzung seines letzten Willens anwendete, noch im Grabe Gutes.“

Den folgenden Tag ließ er den Schulzen, seinen Sohn und mich zu sich kommen, und überlegte die Sache wegen

Erbauung des Gasthofs. Der Schulze und sein Sohn gingen alle Vorschläge ein, die der Herr Pfarrer that.

Schon die nächste Woche wurde dazu Anstalt gemacht. Die gnädige Frau ließ uns Steine und Holz umsonst verabfolgen, die Nachbaren fuhren beides, ohne Bezahlung, herbei, und — wer keine Pferde oder Ochsen hatte, verrichtete bei dem Baue allerlei Handarbeit, ohne einen Pfennig dafür zu verlangen. Gegen Martini stand ein Gasthöfchen da, das weit und breit seines Gleichen suchte.

Da es errichtet wurde, hielt der Zimmermann eine Rede in Versen, die der Herr Pfarrer gemacht hatte, und die allen Leuten wohl gefiel. Des Abends hielten die jungen Leute einen Tanz, die verständigsten von den Nachbaren wurden aber zum Herrn Pfarrer gerufen. Da wurde nun überlegt; erstlich wer Gastwirth werden, zweitens wer die Aufsicht über den Gasthof haben, drittens was er für einen Namen führen sollte.

Der Herr Pfarrer war der Meinung, wir müßten vor allen Dingen darauf sehen, daß über die Wirthschaft im neuen Gasthofe recht gute Aufsicht geführet, und der Wirth dazu angehalten würde, daß er Zimmer, Tischzeug und Bettzeug recht reinlich hielte, daß er immer gute, unverdorbene, Nahrungsmittel vorräthig hätte, auch müßte ihm alle halbe Jahre eine Taxe gemacht werden, wie viel er für jede Portion Essen, für jede Kanne Bier, für jede Nacht Schlafgeld u. s. w. fordern dürfe. Er meinte, es wäre nicht erlaubt, wenn Reisende in einer Herberge schmachtend und abgemattet ankämen, und da in ein Loch gewiesen würden, das eher einem Saustalle, als einer Herberge für Menschen, ähnlich sähe; wenn die Betten unreinlich wären, und sie besorgen müßten, darinne Ungeziefer und garstige

Krankheiten aufzulesen; wenn sie ihren Bissen und ihren Trunk mit Ekel genießen müßten. Auch wäre es nicht erlaubt, wenn eine Gemeine einen Wirth duldete, der ein halber Räuber wäre, und die Fremden um ihr Geld prelle, wie er nur selbst wolle.

So etwas bringe einer Gemeine weder Ehre noch Segen.

Darauf wurde des Schulzens Sohn und ich zu Aufsehern erwählet.

Zum Wirthe wurde sein Sebastian bestimmt, der kurz zuvor eine von meinen Töchtern geheirathet hatte.

Nun disputirten wir, was der neue Gasthof für einen Namen bekommen sollte. Einer hatte diesen, der andere einen andern Einfall, endlich sagte ich, „wenn es mir erlaubt ist, so will ich meine Meinung auch vorbringen. Ich bin in einigen Städten gewesen, wo die Gasthöfe ihren Namen von regierenden Herren hatten. Ging es nicht an, daß wir den unsrigen von dem gnädigen Herrn benennten? Er ist doch Stifter davon.“

Sie stimmten mir alle bei, und der Gasthof hieß — „zum Heilberge.“ Die folgende Woche zog mein Schwiegersohn hinein, und, da er und meine Tochter, durch gute Anwendung ihrer Zeit, sich etliche hundert Thaler erworben hatten, so konnte er sich leicht alles anschaffen, was zu einer guten Wirthschaft erforderlich ist.

Ich ging unterdessen nach Jena, Weimar, Erfurt, Neu-Dietendorf und Gotha, in die besten Gasthöfe, und erkundigte mich da nach allem umständlich. An allen Orten nahm ich mir das Beste heraus, und wir legten eine Wirthschaft an, die so sein mußte. Wir kriegten schon im ersten Jahre so vielen Zuspruch von Fremden, daß wir sie oft

nicht logiren konnten, und sie waren mit unserer Wirthschaft und dem Gelde, das sie zahlen mußten, immer so zufrieden, daß sie uns weit und breit lobten.

Dabei befanden wir uns alle wohl. Mein Schwiegersohn wurde in seinem Gasthofe ein wohlhabender Mann, und die Gemeine, die sonst kaum zwanzig Gulden von ihrem elenden Neste hatte, bekam jetzt eine beträchtliche Einnahme.

Da mein Schwiegersohn das erstemal seinen Pacht bezahlte, that der Herr Pfarrer den Vorschlag, es wäre doch wohl gut, daß wir des gnädigen Herrn Willen thäten und anfingen, die Wege zu verbessern. Da wir ihm doch die schöne Einnahme zu danken hätten, so wäre es ja wohl billig, daß wir wenigstens einen Theil davon dazu anwendeten.

Die Nachbaren waren es alle zufrieden. Alle Jahre machten wir ein Stück Weg besser, fülleten es mit Steinen aus und erhöheten es, machten an die Seiten Gräben und setzten daran Obstbäume. Dadurch bekam unsere ganze Gegend ein anderes Ansehen. Sonst hieß sie immer das wüste Arabien, jetzt nennt man sie klein Kanaan. Die Obstbäume tragen der Gemeine auch, wenn das Obst gut anschlägt, etwas Beträchtliches ein. Jetzt beträgt dies Geld sowohl, als alles andere, was noch einkommt, jährlich zwischen drei- bis fünfhundert Thaler. Was wir vom Straßenbaue und Ausbesserung der öffentlichen Gebäude übrig behalten, das sammeln wir.

Es ist nun die Frage noch, wozu es soll angewendet werden. Verschiedene Nachbaren sind der Meinung, wir sollten es auf Zinsen verleihen. Ich habe aber dagegen mit Händen und Füßen gestritten. Laßt uns, habe ich

immer gesagt, dafür sorgen, daß unsere Nachbaren verständiger und besser werden, und nicht mehr in Sorgen und Kummer leben dürfen, so bekommen wir Kapitale, die mehr Zinsen eintragen, als die Gelder, die wir ausleihen. Wäre es denn nicht gut, wenn wir jedes neue Ehepaar ausstatteten, und ihm, wenn es arm ist, ein Hüttchen oder außerdem sonst eine hübsche Mitgabe gäben? wenn wir jedem Vater, der ein Kind taufen läßt, ein Geschenk machten, daß er dafür schadlos gehalten würde, daß seine Frau, so lange sie in den Wochen liegt, ihm nicht beistehen kann? Daß wir die alten Männer und Weiber, die wenig oder nichts arbeiten können, unterstützten? Daß wir die Kinder, die ihre Väter zu früh verlieren, erziehen ließen?

Die Sache findet noch gewaltig Widerspruch, ich hoffe aber doch, daß ich sie durchsetzen will, weil mir der junge Herr von Heilberg sowohl, als der Herr Pfarrer, beisteht.

Mit Anlegung des Kornmagazins ist auch alles in Ordnung gekommen. Wir ließen das Holz schlagen, das der gnädige Herr auf einem wüsten Flecke hatte ansäen lassen, und löseten daraus hundert Thaler. Dafür kauften wir, weil das Getreide eben sehr wohlfeil war, Roggen ein, und schütteten ihn auf den Boden, den wir dazu in dem neuen Gasthofe hatten anlegen lassen. Sobald nun das Getreide sehr hoch im Preise steigt, so verkaufen wir es etwas wohlfeiler, aber doch auch etwas theurer, als es uns zu stehen gekommen ist, an unsere armen Nachbaren. Dadurch haben wir schon gewaltig viel Gutes gestiftet, und eine Menge ehrliche Leute aus ihrem Kummer gerissen.

Wenn ich nun zurück denke, wie es sonst mit mir und mit der hiesigen Gemeine stand, so habe ich manchmal

meine Freude drüber. An meinem Geburtstage, den ich allemal mit meinen Kindern, Schwiegersöhnen, Schwiegertöchtern und Enkeln feiere, ist das immer mein liebster Discurs, daß ich wieder auf die alten Zeiten zu reden komme.

„Liebe Kinder," sage ich gemeiniglich, „es ist doch jetzt weit besser, als sonsten. Sonst war ich ein armer Betteljunge, und unsere ganze Gemeine war dem Bettelstabe nahe. Jetzt habe ich nicht nur mein gutes Auskommen, sondern ihr alle, und in der ganzen Gemeine findet man keinen Armen mehr, der Noth leidet."

„Sonst wurde unser Dorf von allen, die hierher kamen, verwünschet, wegen der abscheulichen Wege, des schlechten Gasthofs und der Bettelei der Einwohner, jetzt lacht jedem das Herz im Leibe, der zu uns kommt. Und wodurch haben wir das alles zu Stande gebracht? Durch nichts, als durch Nachdenken, und durch gute Anwendung unserer Lebenszeit. Merkt es, lieben Kinder, und denkt dran, wenn ich nicht mehr bei euch bin!"

„Fallt dem Fürsten nicht immer mit Supliken beschwerlich, sondern denkt nach, wie ihr euch selbst helfen wollt! Sorgt nicht dafür, daß ihr euern Kindern Schätze sammelt, sondern wendet eure Zeit gut an, und gewöhnt eure Kinder dazu, daß sie sie auch gut anwenden. Hütet euch vor Faulenzen, Saufen und Spielen!"

„In einer Stunde, die ein anderer mit dem Kartenspiel zubringt, kann ein vernünftiger Mensch gar viel Gutes stiften. Meine Meinung ist nun nicht, als wenn der Mensch gar nicht ruhen, sich gar kein Vergnügen erlauben solle. Denn dabei kömmt wieder nichts heraus. Ich habe Leute gekannt, die waren auf die Arbeit so erpicht, daß sie

sich kaum ein paar Stunden Schlaf erlaubten. Aber was wurde daraus? am Ende wurden sie krank und kraftlos, und konnten gar nichts mehr arbeiten. Auch habe ich Leute gekannt, die beständig in ihren Stuben steckten und gar kein Vergnügen genießen wollten; die wurden am Ende so verdrießlich, daß sie sich über die Fliege an der Wand ärgerten. Und was hilft mir denn ein Leben, das ich in beständigem Verdrusse und Aergernisse zubringe?"

„Nein, die Stunden der Nacht, die man mit Schlafen zubringt, sind auch gut angewendet, denn sie stärken den Körper, daß er hernach desto mehr arbeiten kann, und, wenn man sich bisweilen eine Veränderung und Lustbarkeit macht, so ist das auch gut, denn es macht den Menschen aufgeräumt, und, wenn man aufgeräumt ist, so geht alles, es heiße wie es wolle, besser von Statten, als wenn man den Kopf voll Kummer und Grillen hat. Nur, lieben Kinder, hütet euch vor dem Kartenspielen. Das ist weder für's Warme noch für's Kalte. Es gibt dem Körper keine Bewegung, und macht der Seele keine Freude, und bringt den Menschen um Zeit und Geld."

„Daß ich euch um mich sehe, daß ihr alle so gesund, so vergnügt seid, alle euer gutes Auskommen habt, das habe ich alles der guten Anwendung meiner Zeit zu danken. Ich habe gesäet, nun Gott sei Lob und Dank! jetzt habe ich die Ernte, eine schöne Ernte! Es trifft da recht ein, was unser Herr Pfarrer immer predigt: Lasset uns Gutes thun und nicht müde werden, denn zu seiner Zeit werden wir auch ernten ohne Aufhören!"

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Salzmann, Christian Gotthilf,

Sebastian Kluge's Lebensgeschichte ein Buch für das Volk

Stuttgart 1846

P.o.germ. 1895 s#Beibd.1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11163084-6